MOSAIK



Septemberheft * 1948

Mit Schnittbogen * Preis 1,20 Westmark

WELT-MOSAIK

DIE SOWJETISCHE BLOCKADE BERLINS

veranlaßte die Vereinigten Staaten, Großbritannien und Frankreich, Protestnoten ähnlichen Inhalts zu überreichen. In den Noten wird festgestellt, daß die Viermächtebesetzung Berlins in Erfüllung eines Abkommens über die Besetzung Deutschlands erfolgte, auf Grund dessen die Westmächte bedeutende Teile deutscher Gebiete zugunsten der Sowjets aufgab. Berlin sei nicht Teil der sowjetischen Zone, sondern bilde eine internationale Besatzungszone, wobei der freie Zugang der Westmächte zwischen Präsident Truman und dem Ministerptäsidenten Stalin vereinbart worden sei. Ministerpräsidenten Stalin vereinbart worden sei. Ferner enthalten die Noten folgende wesentlichen Punkte:

1. Die sofortige Wiederaufnahme des Eisenbahn-, Straßenund Schiffsverkehrs nach Berlin. Von der Bewilligung dieser Forderung wird jede weitere Diskussion über die Berliner Krise abhängig gemacht. 2. Die Betonung der Entschlossenheit der Westmächte in Berlin zu bleiben, solange die Besetzung Deutschlands andauert. 3. Die Feststellung, daß die Fortführung der Blockade in erster Linie die deutschen Einwohner der westlichen Sektoren Berlins trifft und die Westmächte entschlossen sind, die elementarsten Menschenrechte zur schützen.

In ihrer neun Tage später veröffentlichten Antwortnete lehet

wohner der westlichen Sektoren Berlins trifft und die Westmächte entschlossen sind, die elementarsten Menschenrechte zu schützen.

In ihrer neun Tage später veröffentlichten Antwortnote lehnt die russische Regierung die Verantwortung für die in Berlin entstandene Situation ab. Die Schuld trügen vielmehr die Regierungen der Westmächte wegen ihrer Verletzungen der Viermächtebeschlüsse über Deutschland und Berlin, wobei besonders die separate Währungsreform, die Einführung einer gesonderten Währung in den westlichen Sektoren Bertins und die "Politik der Spaltung Deutschlands" erwähnt werden. Die Einschränkung der Transportverbindungen sei zum Schutz der Wirtschaft der sowjetischen Zone vor Desorganisation verfügt worden. Die Westmächte hätten die juristische Grundlage, auf der ihr Recht an der Teilnahme der Verwaltung Berlins beruhte, untergraben. Viermächteverhandlungen könnten nur dann ersprießlich sein, wenn sie sich nicht auf die Frage der Verwaltung Berlins beschränkten, da diese untrennbar mit den allgemeinen Problemen der Viermächtekontrolle Deutschlands verbunden sei. Der Beginn solcher Verhandlungen könne nicht mit der Erfüllung irgendwelcher Vorbedingungen verknüpft werden. Ausgedehnte Beratungen der westlichen Besatzungsmächte untereinander sowie die Konsultation der Benelux-Staaten führten zu voller Übereinstimmung über die Grundsätze der einzuschlagenden Politik: 1. Es besteht die feste Entschlossenheit, sich nicht aus Berlin verdrängen zu lassen. 2. Sollte Rüßland versuchen, Gewalt anzuwenden, so sind die drei Westmächte bereit, einem solchen Versuch mit Gewalt zu begegnen. 3. Alle diplomatischen Mittel sollen eingesetzt werden, um eine friedliche Lösung des Konfliktes herbeizuführen. 4. Zurückhaltung in Worten und Taten, um die ohnehin ernste Krise nicht noch zu verschlimmern. Vertreter der drei Westmächte begaben sich nach Moskau, um mit Stalin und Molotow die Berliner Blockade zu besprechen und die Möglichkeiten umfassender Beratungen über Deutschland zu prüfen. Es verlautete, daß die Russen weite

ZUR NEUREGELUNG DER DONAU-SCHIFFAHRT Jugoslawien die Unterzeichnerstaaten der Donaukonvention von 1921 nach Belgrad ein.

Donaukonvention von 1921 nach Belgrad ein.
Seit Beginn der Konferenz erwies es sich, daß der sowjetische Delegierte Wyschinski entschlossen war, mit Hilfe der Vertreter derjenigen Donauländer, die unter russischem Einfluß stehen, den Westmächten seinen Willen aufzuzwingen. Sie wurden gleich am ersten Beratungstag vor die Alternative gestellt, sich den mit einfacher Mehrheit angenommenen Beschlüssen zu unterwerfen oder die Konferenz zu verlassen. Der französische und der britische Delegierte erklärten, ihre Länder könnten sich nicht durch eine Regelung gebunden fühlen, die den früher getroffenen Abkommen keine Rechnung trage. Dieser Auffassung widersprachen der tschechslowakische Außenminister Clementis und der jugoslawische Delegierte Bebler.

slowakische Außenminister Clementis und der jugoslawische Delegierte Bebler.
Wie verabredet, legte Wyschinski in der folgenden Sitzung einen Vorschlag über eine neue Konvention vor, der praktisch den kommunistisch beherrschten Staaten Osteuropas die alleinige Kontrolle über die Donau geben würde. Danach soll eine Donau-Kommission gebildet werden, die sich aus je einem Vertreter aller Donauländer zusammensetzt. Das beleutet die Ausschaltung Großbritanniens und Frankreichs. Venn auch die Donau den Handelsschiffen aller Staaten offenbleiben soll, so erhielt damit die Kommission doch ausgedehnte Kontrollvollmachten.
Einen erneuten Antrag des österreichischen Vertreters, seinem Land Stimmrecht zuzubilligen, beantwortete Wyschinski mit einem scharfen persönlichen Angriff gegen Graf Rosenberg, den er der "Sabotage" bezichtigte und belehrte, die wichtigste Aufgabe der Konferenz sei nicht wirtschaftlicher oder technischer, sondern politischer Natur.
Der amerikanische Vertreter Covendish Cannon stellt fest, die Sowjetunion habe in den verschiedenen Donauländern Transport- und "Entwicklungs"-Gesellschaften gegründet, die praktisch von ihr allein kontrolliert würden und nicht nur die Donaufolten, sondern auch alle wichtigen Hafen- und Dockeinrichtungen sowie die Zufahrtswege beherrschten. Diese Monopolstellung könne dazu benutzt werden, die Schiffe anderer Nationen von den wichtigsten Häfen auszuschließen.

Der Konventionsvorschlag der USA, der außer der Sowjetunion und den Ostblockstaaten Osterreich, Frankreich, Großbritannien, die Vereinigten Staaten und Deutschland als Mitglieder der Donaukommission sowie die UN als übergeordnete Organisation vorsieht, wurde abgelehnt. Demgegenüber garantiert der sowjetische Entwurf die Aufrechterhaltung der Schiffahrts-Vorzugsverträge mit den Balkannachbarn. Außerdem verlangt Rußland zwei Sitze in der geplanten Kontrollkommission, obwohl allenfalls der Ukraine als Anliegerstaat ein Sitz zustehen würde.

Jugoslawien bezichtigte die Anglo-Amerikaner des Versuches einer "wirtschaftlichen und politischen Infiltration" und mußte sich von Sir Charlie Peake daran erinnern lassen, daß bei der Annahme der UNRRA-Hilfe solche Bedenken nicht bestanden hätten.

hätten.
Die von der Sowjetunion diktierten neuen Konventionsbestimmungen sind derart einseitig und führen zudem zu einer Teilung der Donau, daß mit der Unterzeichnung der Westmächte nicht gerechnet werden kann. Die UdSSR will mit ihrem Vorgehen die Bindung mit den Donauländern noch enger gestalten und deren Handelsverkehr mit dem Westen ausschalten. In normalen Zeiten tauschten die Balkanstaaten ihren Überschuß an landwirtschaftlichen Gütern gegen westeuropäische Industrieerzeugnisse aus. Die Sowjetunion ist jedoch nicht in der Lage, weder als Lieferant noch als Abnehmer, die von ihr erzwungene Lücke auszufüllen.

DIE SPANNUNG ZWISCHEN TITO UND KOMINFORM

offenbarte sich in einem scharfen Artikel des offiziellen Kominform-Organs, in dem gegen Marschall Tito der Vorwurf eigenwilligen Han-delns und der Abkehr von den wahren Zielen Marschall Tito der Vorwurf eigenwilligen Handelns und der Abkehr von den wahren Zielen der kommunistischen Parteilehre erhoben wurde. Der jugoslawische Staatschef wies die Beschuldigungen energisch zurück, versicherte sich einer "spontanen Treuekundgebung" seiner kommunistischen Anhänger und richtete an der Spitze von 15 000 Mitgliedern der Volksfront einen Appell an Stalin mit der Bitte, die Beschuldigungen des Kominform zurückzunehmen. Das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion billigte jedoch in vollem Umfang die Haltung des Kominform. Die Verstimmung mit Moskau war durch die Veröffentlichung eines Programms ausgelöst worden, in dem Tito die "nationale Unabhängigkeit des jugoslawischen Volkes" betonte und die Völker Albaniens und Bulgariens aufforderte, "nach dem Grundsatz der nationalen Gleichheit" mit Jugoslawien einen Balkanblock zu bilden. Die bulgarische Anregung, einen Regierungswechsel herbeizuführen, beantwortete das offizielle Presseorgan "Borba" sowie Radio Belgrad mit der Feststellung, dies bedeute einen Angriff auf Jugoslawien selbst, da Partei, Volksfront, das Land und Tito eins seien. Auch die "gesamte Armee" grüßte "einmütig ihren Oberkommandierenden". Tito ist sich seiner Stellung vollkommen sicher, andernfalls hätte er nie gewagt, so offen gegen Moskau aufzutreten. Inzwischen soll der Sitz der Kominformzentrale von Belgrad nach Bukarest verlegt worden sein.

Aus Italien verlautete, Tito habe sich erboten, die Wiederangliederung Triests an Italien zu unterstützen, vorausgesetzt, daß Jugoslawien und der Marshall-Hilfe teilnehmen werde. Die USA erwägen eine solche Unterstützung unter der Bedingung, daß Tito sich vom Ostblock abwende.

Daneben aber sind die Vereinigten Staaten bereit, 55 Mill. Dollar an blockiertem jugoslawischem Gold freizugeben. Und Jugoslawien will 20 Mill. Dollar als Entschädigung für erlittene Kriegsverluste an amerikanische Bürger leisten. Die Verstimmung Moskaus gegenüber Tito soll durch seine Ablehnung ausgelöst worden sein, der Sowjetunion U-Boot Stüt

DIE PARLAMENTSWAHLEN IN FINNLAND

ergaben für die volksdemokratische Front den Verlust von 25 Prozent ihrer Sitze. Damit fielen die Kommunisten vom ersten auf den dritten Platz - in weitem Abstand hinter die Bauernpartei und

— in weitem Abstand hinter die Bauernpartei und die Sozialdemokraten — zurück.
Nach der politischen Kapitulation der südosteuropäischen Länder ist die Entschlossenheit der Finnen, ihre Freiheit zu verteidigen, um so bemerkenswerter, als die Sowjets die Stellung der Kommunisten durch die Streichung von angeblich 50 Prozent der Reparationen im Wahlkampf besonders gestärkt hatten. In Wirklichkeit handelte es sich nur um einen Nachlaß von 70 Millionen Dollars bei einer Gesamtreparationsforderung von 300 Millionen, d. h. der Hälfte der am Stichtag noch verbliebenen Restschuld von 140 Millionen. Also betrug der Abstrich tatsächlich nicht einmal 25 Prozent. Da die Verrechnung auf der Preisbasis von 1938 erfolgt, hat die Sowjetunion unter Zugrundelegung der heute geltenden, weit höheren Weltmarktpreise trotz des Nachlasses auf ihre Reparationsforderungen ein Entgegenkommen gezeigt, das mehr einer Geste gleicht. Die Pariser Zeitung "Le Monde" schrieb in diesem Zusammenhang: "Finnland hat gezeigt, was ein kleines, tapferes Volk tun kann, wenn es entschlossen ist, seine Selbständigkeif zu verteidigen und wenn sich seine Staatsmänner nicht einschüchtern lassen." Die bedeutsamste Feststellung machte jedoch die "New York Times": Die rote Flut beginne an-

scheinend abzuebben und von Westeuropa bis hinter den Eisernen Vorhang abzufließen. Ob Finnland den eingeschlagenen Weg fortsetzen wird, muß abgewartet werden. Nach den neuen Schwierigkeiten, die für seinen großen östlichen Nachbarn auf dem Balkan aufgetaucht sind, kann unter Umständen für die Zukunft eine weniger tolerante Politik erwartet werden. Dies hängt jedoch unmittelbar von den großen weltpolitischen Entwicklungen ab.

EINE NEUE HOLLÄNDISCHE REGIERUNG

wurde nach schwierigen Verhandlungen, die sich über drei Wochen erstreckten, gebildet. Der neue Ministerpräsident Willem Drees gehört der gemäßigten Gruppe der Arbeiterpartei, Außenminister Stikker der Radikal-Liberalen Partei an.

Stikker der Kadikal-Liberalen Parfei an.
Das frühere Kabinett krankte an einer etwas wankelmütigen
Politik. Die Unentschiedenheit zeigte sich vor allem in der
Behandlung des Indonesien-Problems, aber auch im Zusammenhang mit dem Ausbau der Benelux-Zollunion. Gerade
das europäische Wiederaufbauprogramm zwingt zur konsequenten Abkehr eines überholten, national getarnten Partikularismus zugunsten eines neuen europäisch orientierten Denkens und Handelns.

Das holländische Volk hat durch die letzten Wahlen eine Umbildung des Kabinetts in diesem Sinne erzwungen und bewies damit einen bemerkenswerten Sinn für die Gegeben-heiten unserer Zeit.

MINISTERPRÄSIDENT ANDRÉ MARIE

bildete ein neues französisches Kabinett, nachdem die Regierung Schuman in der Nationalversammlung eine Abstimmungsniederlage bei der Debatte über die von den Kommunisten und Sozialisten

lung eine Abstimmungsniederlage bei der Debatte über die von den Kommunisten und Sozialisten beantragte Kürzung des Wehretats erlitt. Schuman hatte das Fortbestehen seiner Regierung von der Annahme dieses Antrages abhängig gemacht. Aus rein parteipolitischen Gründen enthielten sich die Anhänger de Gaulles der Stimmabgabe. Auf diese Weise wurde der Kürzungsantrag angenommen. Dies bedeutete aber gleichzeitig ein Mißtrauensvotum für die Regierung.

Der neue Ministerpräsident hatte bei der Bildung seines Kabinetts vor allem Schwierigkeiten seitens der Sozialisten zu überwinden. Außerdem bestanden anfänglich die Volksrepublikaner auf der Übernahme Bidaults als Außenminister. Die neue Regierung zeigt wesentliche Veränderungen auf fast allen wichtigen Ministerposten. Infolgedessen hat sich auch der Einfluß der Parteien entsprechend gewandelt. In seiner Gesamtheit zeigt das Kabinett eine Konzentration der Mitte, ohne jedoch Konzessionen an die Gaullisten zu machen. Seitens der Linken dürften vor allem Angriffe auf den neuen Finanz- und Wirtschaftsminister Paul Reynaud zu erwarten sein, dem immer noch seine Haltung als Ministerpräsident während der kritischen Monate zu Beginn des zweiten Weltkrieges vorgeworfen wird. Es handelt sich hierbei aber wohl weniger um eine ideologische Auseinandersetzung; die persönlichen Angriffe sollen vielmehr das Sanierungsprogramm Reynauds in Mißkredit bringen, das in offenem Gegensatz zu den kommunistischen Zielen steht. Wenn sich das Kabinett André Marie durchzusetzen vermag, kann der immer noch starke Einfluß der Kommunisten — vor allem über die Gewerkschaften — auch in Frankreich als gebrochen angesehen werden.

MOSAIK

DAS MONATSBLATT DER ZEIT

USDEMINHALT

Das Brot, Erzählung Heerscharen der Hille Unsere Umfrage: Um die Einheit Europas Berliner Topfguckerei Mit Modekoffern in die Schweiz Geschichte vom Handschuh Unser Schnittmuster Allerlei vom Träumen Pearl S. Buck: Das große Suchen Juliette, Erzählung

Titelbild Frau im Gewächshaus, Zeichnung von Erhard Klepper

Modezeichnungen Hans Boht, R. Doering, Hillenkamps *

Jllustrationen Hans Kossatz, Jo Schumann, Ursel Kießling

Herausgeber: Annedore Leber. — Mit Zulassung Nr. 132 der Britischen Militärregierung. — Redaktion, Druck und Verlag: Berlin-Grunewald, Bismarckplatz, Telefon 97 79 21. Satz- und Bildherstellung: Arno Scholz Druck G. m. b. H. Anzeigenannahme und Alleinvertrieb: Iwag, Internationale Werbe- u. Anzeigengesellschaft m. b. H., Berlin-Grunewald, Bismarckplatz, Telefon 97 53 12. Postabannement 1/4 Jahr DM 3,60 zuzüglich Postzustellgebühr.

er Mann hatte einen Bart und war schon etwas älter. Zu alt beinah für die Frau. Und dann war auch noch das Kind da. Ein ganz kleines. Das schrie dauernd, denn es hatte Hunger. Auch die Frau hatte Hunger. Aber sie war still, und wenn der Mann zu ihr hinsah, dann lächelte sie. Oder versuchte es doch wenigstens. Der Mann hatte auch Hunger.

Sie wollten in ihre neue Heimat. Die alte war innen verboten. Sie wußten nicht, wo ihre neue Heimat lag. Sie wußten nur, daß es ein Land sein müßte, in dem niemand mehr verfolgt

werden dürfte.

Sie waren in einem Lager gewesen, einer Stadt aus Baracken. Man hatte Draht um sie gespannt. Einmal am Tag gab es Suppe.

Jetzt waren sie frei. Der Mann hatte dem Soldaten am Eingang den Hals zugedrückt.

Sie liefen durch Wald, Kiefern. In denen knisterte es. Beeren gab es nicht. Die hatte die Sonne verbrannt.

Über den Schneisen flackerte Hitze. Das bißchen Wind wehte nur oben. Es war für den Bussard gut. Reh und Hase lagen hechelnd im

"Kannst du noch?" fragte der Mann.

Die Frau blieb stehn. "Nein", sagte sie. Sie setzten sich. Die Kiefern hatten den Non-nenfraß. Blieb der Wind weg, hörte man die Raupen die Nadeln schmatzen. Das knisterte. Auch rieseln tat es. Wie Regen. "Nonnen", sagte der Mann, "sie fressen den Wald auf."

"Wo sind die Vögel?" fragte die Frau. "Ich weiß nicht", antwortete der Mann, "ich glaube, es gibt keine Vögel mehr."

Die Frau legte das Kind an die Brust. Aber die Brust war leer. Da schrie das Kind wieder.

Der Mann schluckte. Als das Kind anfing, heiser zu werden, stand er auf. Er sagte: "Es geht so nicht länger."

Die Frau nickte. Sie lächelte. Bis auf die Augen. In denen stand Wasser. "Ich hol was zu essen", sagte der Mann.

Dann ging er.

Er ging durch den sterbenden Wald. Er machte Zeichen an den Bäumen. Er kam an eine Sandrinne. Die war ein Bach gewesen. Er lief über einen schwarzen Platz. Der war eine Wiese ge-

wesen. Er lief zwei Stunden. Dann fing die Sandheide

Auf einem Stein lag eine Kreuzotter. Sie war verdorrt. Das Heidekraut staubte. Später kam unbestellter Acker. Einmal ein Dorf.

Es war tot.

Der Mann setzte sich auf eine Wagendeichsel. Er schlief ein. Im Schlaf fiel er herunter. Als er aufwachte, hatte er Durst. Sein Gaumen

Er stand auf. Er taumelte in ein Haus. In dem Haus war es kahl. Die Schublade war aus dem Tisch gerissen und lag auf der Erde. Die Töpfe waren zerschlagen. Auch die Fenster. Auf der Ofenbank lag ein Tuch. In das Tuch war ein halbes Brot eingeschlagen. Es war hart.

Der Mann nahm es und ging. In den andern Häusern fand er nichts. Auch kein Wasser. In

den Brunnen lag Aas.

Von dem Brot getraute er sich nichts zu brechen. Er wollte es der Frau lassen. Feldfrüchte fand er nicht. Die hatten die Eroberer verfüttert. Auch Tiere gab es nicht. Nur tote Katzen, ein paar Hühner. Sie westen.

Ein Gewitter hing in der Luft.

Auf dem Feld zertrat der Mann eine Eidechse. Sie zerfiel in Staub. Es donnert. Vor dem Wald standen Glutwände.

Der Mann ging vornübergebeugt. Das Brot hatte er unter dem Arm. Schweiß troff ihm in den Bart. Seine Fußsohlen brannten. Er lief schneller. Er blinzelte. Er sah in den Himmel. Der Himmel war schweflig. Es blitzte. Nachtwolken kamen. Die Sonne verschwand.

ERZÄHLUNG

VON

WOLFDIETRICH SCHNURRE

Der Mann lief. Er hatte das Brot in den Hemdausschnitt geschoben. Wie über eine Reliquie hielt er die Arme darüber.

Wind kam auf. Tropfen fielen. Sie knallten wie Zungenschnalzen auf den dörrenden Boden. Der Mann rannte. Das Brot, dachte er, das Brot. Aber der Regen war schneller. Weit vor dem Wald noch setzte er ein. Blitze zerrissen das Himmelswehr. Es goß.

Der Mann preßte die Arme an das Brot. Es klebte. Der Mann schrie. "Aufhören!" brüllte er, "aufhören!" Doch der Regen nahm zu. Der Wald vorn und das Dorf hinten waren wie weggewischt. Dunstfahnen flappten über die Heide. In den Sand gruben sich Bäche.

Der Mann blieb stehn. Er keuchte. Er stand vornübergeneigt. Das Brot hing ihm im Hemd, unter der Brust. Er wagte nicht, es anzufassen. Es war weich. Es trieb auf. Es blätterte ab.

Er dachte an die Frau, an das Kind. Er knirschte mit den Zähnen. Er verkrampfte die Hände. Die Ellbogen preßte er eng an den Leib. So glaubte er, es besser schützen zu können.

Ich muß mich über es beugen, dachte er. Ich muß ihm ein Dach machen. Er darf mir's nicht schlucken, der Regen; er darf nicht.

Er kniete sich hin. Er neigte sich über seine Knie. Der Regen rauschte. Keine zehn Schritte weit konnte man sehen.

Der Mann legte die Hände auf den Rücken. Dann beugte er die Stirn in den Sand. Er sah sich in den Halsausschnitt. Er sah das Brot. Es war fleckig. Es bröckelte. Es sah aus wie ein Schwamm.

Ich werde warten, dachte der Mann. So werde ich warten, bis es vorbei ist.

Er wußte, daß er log. Das Brot hielt nicht fünt Minuten zusammen. Dann würde es sich auf-lösen. Würde wegfließen. Vor seinen Augen. Er sah, wie ihm der Regen um die Rippen herumfloß. Auch unter den Achseln schossen zwei Bäche hervor. Alles spülte übers Brot hin. Sickert in es ein, nagte an ihm. Was abtropfte, war trüb, und Krümel schwammen darin.

Eben noch war es geschwollen, das Brot; jetzt nahm es ab, Stück für Stück, und zerran.

Da begriff er. Frau hin, Frau her; er hatte die Wahl jetzt; entweder sich's auflösen zu lassen oder es selber zu essen.

Er dachte, wenn ich es nicht esse, geht es kaputt; ich bleibe schlapp, und wir gehn alle drei vor die Hunde. Eß ich es aber, bin wenigstens ich gekräftigt.

Er sagte es laut. Er mußte es laut sagen. Wegen der andern Stimme in ihm, der leisen.

Er sah nicht zum Himmel, der im Westen aufhellte. Er gab nicht acht auf den Regen, der nachließ. Er sah auf das Brot.

Hunger, dachte es in ihm, Hunger. Brot, dachte er, Brot.

Da tat er's.

Er ergriff es mit beiden Händen. Er drückte es zu einer Kugel zusammen. Er preßte das Wasser heraus. Er biß hinein. Er schlang; er schluckte. Kniend, würgend, ein Tier.

Seine Finger krallten sich in den Sand, in die Heide. Die Augen hielt er geschlossen. Er zitterte. Vieh, sagte etwas in ihm, Vieh. Er fiel in sich zusammen. Seine Schultern zuckten. Als er auftaumelte, knirschte ihm Sand zwischen den Zähnen.

Er fuhr sich über die Augen. Er blinzelte. Er starrte in den Himmel. Er schrie. "Hund!" schrie

er, "Hund!"

Sonne brach durch das Grau, die Regenfahnen hatten sich in Dunst aufgelöst. Ein paar Tropfen noch, dann war er vorüber, der Guß. Helles Blau kam. Der Regen verdampfte.

Der Mann stolperte weiter. Die Handgelenke schlenkerten ihm an die Hüften. Das Kinn lag auf der Brust.

Am Waldrand lehnte er sich an eine Kiefer. Von weit scholl der Regenruf des Buchfinken her. Auch ein Kuckuck schrie kurz.

Der Mann suchte die Zeichen an den Bäumen. Er tastete sich an ihnen zurück. Im Farn, im Blaubeerkraut gleißten die Tropfen. Die Luft war dick vor Schwüle und Regendampf.

Den Nonnen war das Gewitter gut bekommen. Sie wanderten an den Stämmen. Der Mann machte oft halt. Er fühlte sich schwächer als auf dem Herweg. Sein Herz, seine Lunge be-engten ihn. Und Stimmen, die vor allem.

Er lief noch einmal drei Stunden, die Rastpausen mit eingerechnet. Dann sah er sie sitzen. Sie hatte den Oberkörper an einen Baumstamm gelehnt. Das Kind lag ihr im Schoß.

Er ging auf sie zu.

Sie lächelte. "Schön, daß du da bist." "Ich habe nichts gefunden", sagte der Mann.

Er setzte sich. "Das macht nichts", sagte die Frau und wandte

das Gesicht ab. Wie grau sie aussieht, dachte der Mann. "Du siehst elend aus", sagte die Frau; "Versuch etwas zu schlafen."

Er streckte sich aus. "Was ist mit dem Kind?" fragte er heiser. "Warum ist es so still?"

"Es ist müde", sagte die Frau. Der Atem des Mannes fing an regelmäßig zu

"Schläfst du?" fragte die Frau.

Der Mann schwieg. Nur die Nonnen raspelten jetzt.

Als er aufwachte, nach einer Stunde, hatte sich die Frau ausgestreckt und sah in den Himmel. Die Arme hatte sie unter dem Kopf verschränkt. Das Kind lag neben ihr. Sie hafte es in 'hre Bluse gewickelt.

"Was ist?" fragte der Mann. Die Frau rührte sich nicht. Sie sah in die Wiptel.

"Es ist tot", sagte sie dann. Der Mann fuhr auf. "Tot", tragte er, "tot?" "Es ist gestorben, während du schliefst", sagte die Frau.

"Warum hast du mich nicht geweckt?" Warum sollte ich dich wecken?" fragte die

HEERSCHARENder

"Ohne Unterschied von Nationalität, Rasse, Farbe, Religion und sozialer Stellung." Das sind oft die einzigen Bedingungen, die an die Verteilung von Hilfssendungen aus Übersee nach Europa gebunden sind. Und dahinter steht der Wunsch: Wir wollen denen helfen, die in Not sind. Wer sie sind, was sie sind, woher sie kommen — das ist uns gleich. Die Idee und das Ideal des reinen Helfenwollens haben Tausende von Menschen sich seit Jahrzehnten in Organisationen zusammenfinden lassen, die heute die ganze Welt umspannen. Sie sind zu Armeen der Hilfe geworden, Armeen, deren Wirksamkeit auf der Tatkraft vieler einzelner in rastloser, selbstloser Aufopferung beruht.





Die Quäkerin

Die Arbeiterwohlfahrt

Die Krankenschwester

ie größte dieser Armeen der Hilfe ist das Internationale Rote Kreuz, zu dem die Rotkreuzgesellschaften von 65 Ländern gehören. Seine Bewährungsproben hat es besonders in Kriegen und unmittelbar nach ihnen ablegen müssen. In einem Kriege auch wurde es geboren: Als der Genfer Kaufmann Henry Durant 1859 über die Schlachtfelder von Solferino kam, erschütterten ihn die Schmerzensschreie der Verwundeten, um die sich niemand kümmerte. Die Erinnerung daran verließ ihn nicht bei seinen Europareisen, auf denen er um Hilfe für diese Verwundeten warb. Fünf Jahre später verfaßte er mit Gleichgesinnten von 16 Nationen — meist Ärzten und Militärs — in Genf das erste Abkommen zum Schutze von Verwundeten auf Schlachtfeldern, einerlei, zu welcher Kriegspartei sie gehörten. Im Jahre 1907, nach Bewährung und Erweiterung des Abkommens in den Kriegen dazwischen, wurde auf einer Haager Konferenz eine grundsätzliche Vereinbarung über die Behandlung von Kriegsgefangenen beschlossen, 1929 am gleichen Ort das Kriegsgefangenenrecht.

Im Frieden arbeitet jede Rotkreuzgesellschaft entsprechend den Bedürfnissen ihres Landes. Sie versucht Krankheiten und Seuchen zu bekämpfen, erweitert die hygienische Vorsorge und setzt sich auch bei Naturkatastrophen ein. Im Kriege übernimmt die Aufgaben der Liga (fünf Vertreter verschiedener Nationalitäten) das Internationale Komitee des Roten Kreuzes als neutraler Vermittler über die Fronten des Krieges hinweg. 1939 bestand die Zentralstelle in Genf aus 50 Mitarbeitern, am Ende des Krieges waren es 3900. Durch ihre Vermittlung sind 36 Millionen Pakete in Gefangenenlager befördert worden, 35 Millionen Zivilbotschaften und 120 Millionen Mitteilungen an Kriegsgefangene; 39 Millionen Personalkarten sind angelegt



Die Ordensschwester

worden. Zu der Fürsorge um die Soldaten aller Länder ist jetzt die Fürsorge um die Zivilbevölkerung, auch um Zivilisten in Konzentrationslagern, getreten. Auf einer Tagung des Internationalen Roten Kreuzes, die in Stockholm am 28. August stattfinden soll, plant man den Entwurf eines internationalen Abkommens zu ihrem Schutz. Zu Beginn des Krieges verfügte die Genfer Zentralstelle über einen nur unbeträchtlichen Fonds; während des Krieges sind 45 Millionen Schweizer Franken (das ist die gleiche

ges sind 45 Millionen Schweizer Franken (das ist die gleiche Summe, die sechs Stunden Kriegführung in der Welt verschlungen haben!) aus Spenden aller Länder durch ihre Kassen geflossen. Heute ist es das Vereinigte Hilfswerk des Internationalen Roten Kreuzes, das die Existenz und die Arbeit des Komitees weiter notwendig macht. Allein in den letzten drei Jahren hat es Lebensmittel- und Sachspenden für 340 Millionen Franken vermittelt und verteilt. Für den Verwundeten im Lazarett, für den Hungernden in

Für den Verwundeten im Lazarett, für den Hungernden in einer zerbombten Stadt, für das frierende Kind auf einer kalten Landstraße ist das Rote Kreuz am Ärmel der Frau oder des Mannes das Zeichen, daß Hilfe naht. Hinter der einzelnen Frau aber, hinter dem einzelnen Mann steht eine Armee.

"Wir wollen mutig sein um der Liebe willen und weil wir den Haß hassen." Das ist einer der Grundsätze, unter denen die Quäker arbeiten, die "Gesellschaft der Freunde", wie sie sich nennen, seitdem sie im vorigen Weltkrieg zum erstenmal in wenigen vereinzelten Gruppen als Freiwillige in Ambulatorien halfen. 1917 entstand ihr Gründungskomitee in Philadelphia. Seitdem arbeiten unablässig verstreute Gruppen in allen Ländern der Welt. Die Zahl der eigentlichen Quäker ist verhältnismäßig klein, die Zahl ihrer

HILFE

Freunde, die sie mit Geld- und materiellen Spenden unterstützen, groß. Nur so sind die erstaunlichen Leistungen möglich, wie etwa nach den beiden Weltkriegen die Verteilung von Lebensmitteln und Bekleidung in Europa, die Linderung der Hungersnot in Indien, die Hilfe bei den Überschwemmungen in China. Es ist für sie ohne Unterschied, ob eine Stadt von deutschen, amerikanischen oder russischen Bombern zerstört worden ist, das Leid der Menschen in diesen Städten ist ihnen das gleiche. Sie glauben an den Frieden und weigern sich, Waffen in die Hand zu nehmen, doch stellten sie sich im Kriege für Versuche mit neuen Heilmitteln und -methoden, ohne Rücksicht auf ihr Leben, zur Verfügung.

In kleinen Gruppen ziehen sie in die Elendsgebiete der Welt. Was sie an materieller Hilfe bringen (allein im Jahre 1946 für 7 Millionen Dollar), bringen sie als Gaben der Liebe. In kleinen Gruppen leben sie unter den gleichen Bedingungen und Entbehrungen wie die Notleidenden. Aber die materielle Unterstützung — und sie werben für jedes Land — kann nur begrenzt sein. Was sie zurücklassen wollen, ist der Geist der Freundschaft, ist ein Wegweiser, sich selbst zu helfen, ist der gleiche Geist, der die Freiwilligen — jeder arbeitet immer nur für zwei Jahre — in die Industriegebiete Nordamerikas, die Indianeransiedlungen Mexikos, die Hafenviertel Shanghais treibt, der sie internationale Sommerlager einrichten und überall da mitarbeiten läßt, wo Hilfe von Mensch zu Mensch not tut.

An einer Straßenecke singt eine Heilsarmeegruppe. Sie singt eine weltliche Melodie mit einem christlichen Text, das gleiche Lied an einer Straßenecke Londons wie in Sydney oder in Berlin. Und die Männer und Frauen, die hier Jingen, tragen die gleiche Uniform, wie sie der Gründer ihrer "Armee" vor mehr als siebzig Jahren in den Elendsvierteln von London trug, als er in die Kneipen und Slums von Eastend ging, um jene zu retten, die "Hilfe am nötigsten" hatten.

William Booth, damals ein junger Methodist ohne einen Pfennig Geld, lernte in dem Pfandhaus, in dem er arbeitete, die bittere Not und Armut seiner



Das Rote Kreuz



Die Heilsarmee

Umgebung kennen. Früh erkannte er, daß fromme Worte allein diesem Ärmsten der Armen nichts nützen. Von dem ersten Geld, das bei den Versammlungen, die er abhielt und in denen es oft zu wilden Schlachten kam, einkam, richtete er Schulen für Verwahrloste, Brot- und Fleischverteilungen, Pfennigsparkassen und Suppenküchen ein. Als seine Armee wuchs, als sich seine Anhänger in andern Ländern niederließen und Gleichgesinnte warben, behielten sie diese Einrichtungen bei. Sie halfen und helfen jedem, ob er sich zu ihrem Glauben bekehren läßt oder nicht. Keine Not ist ihnen zu groß und zu hoffnungslos. Sie gehen in die Gefängnisse, sie errichten Heime für Niemandskinder, für alte Leute, für Wöchnerinnen, für Flüchtlinge und Obdachlose. Und sie suchten diese Plätze schon zu Zeiten auf, als sich kaum jemand um solche Menschen kümmerte. Zumeist sind es nur kleine Münzen, die bei den 50 000 Heilsarmee-Musikanten und den Kollekten der dreieinhalb Millionen Mitglieder in hundert Ländern der Welt einkommen. Aber wer sie gibt, weiß, daß damit eine Not gemildert wird, an der sonst vielleicht ein Mensch zerbricht.

Solche Armeen der Hilfe gibt es viele. Überall da, wo sich Menschen aus dem inneren Zwang ihres Glaubens, ihrer Weltanschauung oder ihren Lebensgrundsätzen heraus zu Vereinigungen zusammengeschlossen haben, denen die Nächstenhilfe inneres Gesetz ist, haben sie sich auch organisierte Hilfstruppen geschaffen, Mittel gesammelt, Einrichtungen gegründet, um Arme zu unterstützen, Kranke gesund zu machen, Kinder aufzuziehen, Einsame zu trösten, Müden und Alten ihr schweres Los zu erleichtern. Die katholischen Hilfsorganisationen gehören dazu, der Caritasverband und die Ordensgemeinschaften, der Evangelische Hilfsverband mit den Diakonen, den Diakonissinnen und der Inneren Mission und auch die Wohlfahrtsorganisationen der Arbeiterverbände. Sie arbeiten, obwohl meist von umfassenden Organisationen ausgehend, oft nur in engerem Bereich, in Krankenhäusern, Kindergärten, Altersheimen. Sie kümmern sich um die Menschen in ihrer Umgebung, von denen sie wissen, daß sie in Not sind, und helfen ihnen, soweit sie können. Manche widmen dieser praktischen Hilfsarbeit ihr ganzes Leben, andere ihre Freizeit und die Mittel, die sie materiell erübrigen können. Auch wenn die Motive ihrer guten Werke oft verschieden sind — rein christliche oder soziale z. B. —, so sind die Auswirkungen ihrer Taten für den, dem sie zugute kommen, die gleichen. In Notzeiten, wie der Gegenwart, erweist sich die Verbundenheit von Gutgesinnten aller Erdteile. Die Lebensmittel- und Sachspenden kommen von Namenlosen und gehen an Namenlose. Sie alle und viele andere kennen weder Grenzen noch Unterschiede, sie kennen keine getrennten Welten, sie kennen nur: den Menschen, der ihre Hilfe braucht. Aufn.: Leonard (4), Ege (2)

um die EINHEIT EUROPAS

POLITISCHE NOTWENDIGKEIT, HOFFNUNGEN, WÜNSCHE, SCHWIERIGKEITEN UND BEDENKEN

Jn diesen Tagen entscheidender weltpolitischer Spannungen und Klärungen ist die Frage des Zusammenschlusses der europäischen Länder zu einer politischen, zumindest zu einer wirtschaftlichen Konföderation Gegenstand des Nachdenkens und der Aussprache verantwortungsvoll denkender Politiker geworden.

Diese Tatsache hat "Mosaik" zum Anlaß genommen, eine Reihe von Fragen, die sich auf einen Zusammenschluß europäischer Länder beziehen, an bekannte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zu richten. Wir veröffentlichen hier unsere Fragestellung und unter der gleichen Ziffer die Antworten, die wir erhielten.

- 1. Halten Sie eine politische Vereinigung Europas in den nächsten 10 Jahren für möglich?
- 2. Würden Sie eine solche wünschen und in welcher Form?
- 3. Wo sehen Sie die größten Widerstände?
- 4. Sprechen wirtschaftliche Gründe nach Ihrer Ansicht für oder gegen eine Vereinigung?
- 5. Falls ja, halten Sie dann ein Nebeneinander von geplanter und freier Wirtschaft für möglich? Oder müßte eines dieser beiden Systeme ausschließlich zur Anwendung kommen?
- 6. Welche Vor- und Nachteile würden sich auf kulturellem Gebiet bei einem Zusammenschluß ergeben?

Benelux spricht:

1. Ich halte sie für nicht so möglich als wünschenswert, und zwar unter den augenblicklichen politischen Umständen für so dringend, daß sie eher als in zehn Jahren zustande kommen sollte. Es wäre für Europa eine herrliche Aufgabe, wenn die einzelnen Völker zusammenfinden könnten, um nicht Anhängsel einer der beiden großen Weltmächte zu sein. Auf dem Rücken der europäischen Völker könnte sonst evtl. deren Auseinandersetzung ausgetragen werden. Die zwingende Notwendigkeit des Zusammenschlusses wird vielleicht auch gut für Deutschland sein, das auf diese Weise seine Rehabilitation vor der Welt schrecklichen Erfahrungen des letzten Krieges ihre Bedenken Deutschland gegenüber haben muß.

2. Doch nur im Respekt des schrecklichen Krieges ihre Bedenken Deutschland gegenüber haben muß.

einzelnen Länder, da bei der historischen Tradition in Europa ein zu straffes politisches Einheitssystem einer Vereinigung nur Schwierigkeiten in den Weg

stellen müßte. 3. Im Unverstand der Menschen. Man müßte sich losreißen können von Erinnerungen und Vorurteilen und nur auf das große Ziel der Gesundung der Welt und eines dauerhaften Friedens sehen. Das interessiert mehr als alle kleinen Lösungen.

Wenn auch wirtschaftliche Gründe eine Vereinigung im einzelnen hemmen könnten, hat doch gerade Benelux gezeigt, daß man über kleinere Widerstände mit gutem Willen das große Ziel erreichen kann.

5. Ich halte ein Nebeneinander nicht nur für absolut möglich, sondern sogar wegen der Verschiedenartigkeit der wirtschaftlichen Bedingungen in den ein-

zelnen Ländern Europas für natürlich.

6. Ich kann nicht sehen, daß Nachteile auf kulturellem Gebiet entstehen könnten. Im Gegenteil, wenn man die Menschen wirtschaftlich näher bringt, wird sich naturgemäß auch eine Annäherung auf geistigem und kulturellem Gebiet ergeben. Und das gerade gebraucht vielleicht der europäische Kontinent, der zur Zeit mehr in der Luft hängt als irgendein anderes Land.

Wilhelm Röpke (Genf) antwortet:

1. Da ein vereinigtes Europa nicht halb totalitär und halb nichttofalitär sein kann, so hängt die Vereinigung Europas zu allererst von der Vereinheitlichung des politischen und moralischen Prinzips ab. Dieses kann sowohl das totalitäre wie das nichttotalitäre (freiheitliche) Prinzip sein. Darüber kann niemand eine Voraussage machen.

Eine Vereinigung würde ich nur wünschen, wenn sie auf der Grundlage des nichttotalitären (freiheitlichen) Prinzips erfolgen würde, d. h. zugleich der Form einer freiwilligen und echten Föderation der europäischen Länder, nicht aber in der Form irgendeines neuen "Großraums".

Der größte Widerstand gegen eine gesamteuropäische Vereinigung dieser 3. Der größte Widerstand gegen eine gesamteuropäische Vereinigung dieser Art geht von der Existenz des russischen "Großraumes" in Ost- und Mitteleuropa aus. Die daher dem Westen drohende Gefahr erleichtert die Vereinigung Westeuropas, die geradezu zu einer Lebensfrage wird. Je größer dieser Druck vom totalitären Osten, um so mehr ist zu hoffen, daß die beträchtlichen Widerstände, die sich selbst einer westeuropäischen Union entgegenstellen, überwunden werden. Das crnsteste Hindernis ist der Widerspruch zwischen dem Prinzip der freiwillig-genossenschaftlichen internationalen Föderation und dem vorherrschenden politisch-wirtschaftlichen Zentralismus in nerhalb der einzelnen Nationen. Der Föderalismus lichen Zentralismus innerhalb der einzelnen Nationen. Der Föderalismus muß, wie die Wohltätigkeit, zu Hause beginnen.

4. Sie sprechen für eine Vereinigung.
5. Es läßt sich der strenge Nachweis führen, daß eine internationale Föderation der erwünschten nichttotalitären Art mit irgendeiner Form der vorherrschend geplanten Wirtschaft unvereinbar ist. Die Vereinigungsform der geplanten Wirtschaft (Kollektivismus) ist der "Großraum" in Vergangenheit und Gegenwart.

6. Wenn wir uns den Zusammenschluß nach dem Vorbilde der Schweiz vorstellen, so würde er kulturell, entsprechend dem Prinzip des echten Föderalismus, Wahrung der Mannigfaltigkeit, Toleranz und Dezentralisation bei starker gegenseitiger Befruchtung und Ausschaltung der besonders bösartigen Form des Nationalismus, nämlich des Sprach- und Kulturnationalismus, bedeuten.

Als Deutscher Prof. Ernst Reuter:

O ja, ich halte sie in zehn Jahren für möglich, sogar mit den Völkern Europas, bei denen es heute noch den Anschein hat, als ob sie nicht für eine solche Zusammenarbeit zu gewinnen wären. Aber ich will mich lieber diplomatischer ausdrücken und sagen, daß ich eine Vereinigung nicht für unmöglich halte, d. h. ebensoviel wie für nicht ganz sicher. Denn unberechenbare Faktoren könnten die Entwicklung hemmen, allerdings ebenso fördern. 2. Die Vereinigung nur zu wünschen, scheint mir zuwenig zu sein. Es ist für mich das Ziel, das mit höchster Intensität erstrebt und mit einem wirklich guten Willen verfolgt werden muß. Es gibt keine gesicherte deutsche Existenz ohne die Lösung dieses Problems. Nichts wäre utopischer als zu glauben, daß man einen isolierten deutschen Gesundungsprozeß durchführen könnte ohne einen europäischen.

Der Sinn der Auseinandersetzungen ist nur als Etappe auf dieses Ziel hin zu verstehen. Wir Deutschen sind der Pfahl im Fleisch der anderen, was in irgendeiner Form positiv bereinigt werden muß. Was nützte es, wenn die Situation Berlins für diese Stadt allein geklärt würde? Es muß die für Europa notwendigen konstruktiven Folgen haben, für das Europa, zu dem Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien und der Südosten gehören. Kommt ein solcher Zustand des Verständnisses mit all diesen europäischen Völkern zustande, so ist Rußland in der Position, die ihm nach der Struktur seines Volkes und nach der Art seiner natürlichen Kräfte gemäß ist. Sagt man von vornherein, Rußland gehört dazu, so schließt das die Befreiung der Völker aus. Die europäischen Völker müssen sich Rußland gegenüber verschließen, solange es Machtforderungen aufstellt.

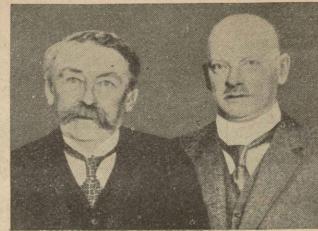
3. Im Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland, aber auch in dem Verhältnis Polen und Deutschland. Gerade Frankreich und Deutschland müssen in ein gegenseitiges Verhältnis des Gleichgewichtes kommen. Nicht etwa im Sinne der alten Gleichgewichtspolitik, sondern mehr des Gefühls und der Harmonie. Beide Völker betrachten sich mit Sorge und Mißtrauen. Deutschland stellt immer wieder die Frage: wohin mag sich Frankreich entwickeln? Es möchte, daß diese Nation ihrer Probleme Herr wird, um dann freier den deutschen Fragen begegnen zu können. Hat das französische Volk Zutrauen zu sich selbst, dann wird es auch mehr Zutrauen zu uns haben. Deutschland dagegen muß das Gefühl des Ausgestoßenseins verlieren. Es muß zu dem Bewußtsein kommen, daß es seine ökonomischen Angelegenheiten beherrscht und selbst regeln kann. Fühlt es sich in diesem Punkt sicherer, so wird es sehr viel selbstverständlicher auf berechtigte Empfindlichkeiten Frankreichs reagieren. Die Annöherung dieser beiden Völker zu unterstützen wird auch eine wesentliche Aufgabe Englands sein, das heute sicher sehr viel mehr bereit ist, hier helfend einzugreifen. Kommen Deutschland

Ihr Lebensziel: Ein vereinigtes Europa

Links: Der österreichische Graf Couden hove-Kalergi begründete nach dem ersten Weltkrieg die "Paneuropa-Bewegung". In der Mitte: Aristide Briand, französischer Außenminister, und Gustav Stresemann, Außenminister des Deutschen Reiches, mühten sich unablässig um eine Einigung der Staaten Europas. Rechts: Der ehemalige britische Premierminister Winston S. Churchill rief 1948 den "Kongreß für ein Vereinigtes Europa" zusammen

Aufnahmen; AP (2), New York Times







und Frankreich in dieses natürliche Gleichgewicht, was sowohl auf ökonomischem wie auf geistigem und politischem Gebiet nötig und möglich ist, so werden sich alle anderen europäischen Probleme von selbst lösen.

einfache wirtschaftliche Überlegung spricht natürlich dafür. Marshall-Plan ist nicht etwa nur als simple materielle und finanzielle Unterstützung anzusehen, sondern als eine Aufforderung an die Völker Europas, ihre schöpferischen Energien zu entfalten. Es handelt sich hier um Völker mit hochentwickelten Qualitätsindustrien, und man darf nicht übersehen, daß 70 Prozent unseres gesamten Außenhandels sich immer auf die europäischen Völker verteilt hat, ein Prozeß, der heute durch systematische Arbeit gefördert werden muß. Dadurch kann eine erhebliche Steigerung des europäischen Lebensstandards erreicht werden. Auch der Lebensstandard Amerikas beruht auf den Möglichkeiten eines großen zusammengefaßten Kontinents. 5. Selbstverständlich ist ein Nebeneinander beider Wirtschaftsformen nötig. Die freie Wirtschaft kann ohne das Element der Planung nicht auf den vollen Erfolg rechnen. Gerade die sinnvolle Abstimmung in der Planung ermöglicht auch die Steigerung in der Produktion. Heute aber kann der Lebensbedarf der europäischen Völker nur befriedigt werden durch eine internationale der europaischen Völker nur befriedigt werden durch eine internationale Zusammenarbeit in bezug auf die Ausnutzung und Verwaltung der Grundelemente und Grundindustrien, wie Kohle und Stahl, Verkehr und Elektrizität.

6. Die Zusammenarbeit auf kulturellem Gebiet würde den Völkern den Stachel ihrer Emotionen nehmen. Ein solches Zusammengehen löst im einzelnen und in den Völkern die positiven Kräfte aus. Kultur ist abhängig davon, ob es ein Ziel gibt. Sobald die Völker und Menschen Ausblick und Hoffnung sehen, befruchtet es auch die geistige Tätigkeit.

Ein französischer Diplomat:

1. Wenn kein Krieg kommt, so kann man in zehn Jahren einen großen Schritt zur Vereinigung Europas voran tun. Wir konnten aus dem Krieg die Lehre ziehen, daß unser gemeinsamer Feind der alte Nationalismus ist, der seit dem 16. Jahrhundert zum Übel Europas wurde.

Der Nationalismus ist die einzige Wirklichkeit für die Völker Europas, die keine rechte Religion mehr kennen, keinen Glauben, keine einheitliche Zivilisation in der Weltanschauung. Der Nationalismus wurde ihre Zuflucht.

Wenn man das Problem so betrachtet, sieht man die Notwendigkeit einer europäischen Vereinigung, aber auch die Schwierigkeiten, die ihr entgegen-

2. Natürlich wünschte ich die Vereinigung, aber man muß sie in zwei Stadien vorbereiten.

Das erste Stadium wäre die Verstaatlichung der großen wirtschaftlichen Quellen, wie Gruben, Stahl, Chemie (Schwerindustrie). Wenn dieser Prozeß schon im Gange ist, würde sich als Konsequenz eine ganz bestimmte politische Form ergeben, die man allerdings noch nicht bestimmen könnte. Eine solche zu bestimmen, muß sich erst aus der Praxis ergeben, weil sie sonst zu theoretisch bliebe.

3. Da ich die Gelegenheit habe, als Franzose zu Deutschen zu sprechen, so will ich offen sagen, daß ich die Hauptschwierigkeit in dem Verhältnis Frankreichs zu Deutschland sehe. Um diesen Zustand zu überwinden, muß man von beiden Seiten große Anstrengungen machen und viel Geduld zeigen.

Und ebenso möchte ich betonen, daß es schließlich unmöglich ist, den russischen Faktor zu ignorieren, wenn man eine französisch-deutsche Annäherung erstrebt. Eine Vereinigung Europas darf nie gegen Rußland gerichtet sein, denn das wäre nur eine Pseudolösung, was allerdings mehr kulturell als politisch gedacht ist. Der Gedanke wäre zu eng und armselig, einen europäischen Block nur als Verteidigung des Abendlandes bilden zu wollen.

4. Sie sprechen ganz klar dafür. Weshalb man auch eine Verständigung zwischen den verschiedenen Arbeiferbewegungen zu fördern versuchen sollte.
5. Wünschenswert wäre ein Ausgleich zwischen beiden Systemen, etwa in dem Sinn, wie wir nach der Befreiung Frankreichs versuchten, die Schwerindustrie, Eisenbahn, Elektrizität und Sozialversicherung zu verstaatlichen und doch einen großen Privatsektor, besonders in der Landwirtschaft, zu behalten.

6. Man muß sich als Träger einer neuen Zivilisation fühlen, einer Zivilisation, die unter den Begriffen von Freiheit und Gerechtigkeit - dem christlichen Einfluß im weitesten Sinne — ganz neue Werte hervorbringen kann. Nur so wird man zu der wirklichen und notwendigen kulturellen Erneuerung kommen, deren Frage jedoch nicht allein Europa ist, sondern eine neue Konzeption des Menschen schlechthin, das Wiederlebendigwerden des echten Humanismus. Die europäische Berufung war immer universell, sie muß es auch wieder sein.

Die englische Stimme:

Programme werden niemals oder höchstens sehr selten aufbewahrt, und darum will ich nicht vorauszusagen versuchen, ob die Europäische Union innerhalb der nächsten zehn Jahre möglich ist. Was ich voraussagen will, ist, daß eine derartige Union sich ergeben wird - wenn nicht zu meinen Lebzeiten, dann spätestens zu Lebzeiten meiner und Ihrer Kinder. Schließlich sind zehn Jahre nur eine Sekunde der Ewigkeit. Wichtig ist nicht der Zeitpunkt, sondern die Tendenz; und ich glaube, daß die Tendenz unweigerlich auf eine Union aller Völker und Nationen Europas gerichtet ist. Ich muß das Schwergewicht auf das Wort "aller" legen. Die Europäische Union kann nicht exklusiv sein, sie muß innerhalb dieses unseres großen und großartigen Kontinents jeden umschließen. Meiner Ansicht nach muß besonders das russische Volk, das so viel zu unser aller Kultur in ein des zukünftigen. und Philosophie beigetragen hat, seinen stolzen Platz in der zukünftigen Europäischen Union einnehmen.

Der Engländer wird oft als "insular" bezeichnet. Manchmal nennt man ihn gar "perfide". Ich mag voreingenommen sein, doch glaube ich nicht, daß meine Landsleute im Grunde ihres Herzens das eine oder das andere sind. Sie sind einfache, gradlinige und ziemlich langsam denkende Geschöpfe. Ich weiß, daß das nicht der üblichen Vorstellung entspricht, aber ich glaube — gestatten Sie mir die kleine Arroganz —, daß es so ist. Ihr Dichter Novalis sagte: "Jeder Engländer ist eine Insel", doch Novalis war Romantiker, und ich bin überzeugt, daß er sich irrte. Die Engländer sind nicht insular — ebensowenig insular wie perfide. Sie sind in erster Linie Kosmonatiker. politen und daher für den Gedanken einer Europäischen Union eingenommen. Wie Sie wissen, ist Mr. Churchill vielleicht der beredste Exponent dieses erhabenen Ideals, doch wird es von unserem gegenwärtigen Außenminister, Mr. Bevin, nicht weniger eifrig verfolgt. Manche Bewohner des europäischen Kontinents können nicht recht verstehen, daß zwei Männer, wie diese beiden, die doch solch verschiedenen Parteien angehören und unter so andersartigen sozialen Verhältnissen aufgewachsen sind, an das gleiche Ziel glauben. Es ist sogar behauptet worden, daß Mr. Bevin die auswärtige Politik Mr. Churchills übernommen habe. Jeder, der Mr. Bevin, seinen starken Drang nach Unabhängigkeit und seine kernige Art kennt, kann nur darüber lachen. Die Erklärung ist viel einfacher: Das Ideal der Europäischen Union steht erhaben

Es ist bedauerlich, daß die Kommunisten — oder, um es genauer auszudrücken, die Bolschewisten — die Europäische Union als etwas ansehen, das gegen sie gerichtet ist. Nichts trifft weniger zu. In seinem Kommunistischen Manifest rief Karl Marx aus: "Arbeiter aller Länder, vereinigt euch! Ihr habt nichts zu verlieren als eure Ketten, ihr habt eine Welt zu gewinnen." Heute könnten wir die Nationen Europas aufrufen, sich zu einigen, denn sie haben nichts zu verlieren als ihre Angst, aber eine Zukunft

zu gewinnen.

Wirtschaftlich gesehen ist Europa eine Einheit. Es verfügt über beinahe alles, was eine ausgeglichene Gemeinschaft braucht; und was ihm fehlt, könnte es leichter von der übrigen Welt bekommen, wenn es geeinigt wäre. Heutzutage wird viel von freier und Planwirtschaft geredet. Unsere amerikanischen Freunde sind geneigt, die erstere zu bevorzugen, unsere russischen Freunde dagegen die letztere. Doch denken wir nicht zu sehr in Begriffen des vorigen Jahrhunderts? Gibt es heute überhaupt noch so etwas wie freie Wirtschaft? Ich sehe wenige Anzeichen einer solchen. Ich sehe sogar in den Vereinigten Staaten von Amerika ein bewußtes Bemühen, die Anstrengungen der einzelnen Bürger so zu lenken, daß sie sich möglichst nützlich auswirken. Andererseits bemerke ich Anzeichen eines Abweichens von der gußeisernen Wirtschaftsform, die wir mit dem bolschewistischen Regime vorstellungsmäßig verbinden. Die richtige Lösung wird wie immer — glaube ich — ein Kompromiß zwischen den beiden Systemen sein. Die Ansicht, daß das eine System das andere zu bezwingen vermöchte, kann ich nur mit dem volkstümlichen deutschen Ausdruck "Quatsch" bezeichnen.

Ich halte inbrünstig daran fest, daß der Europäischen Union die Zukunft gehört. Dieser Kontinent umschließt so viele Reichtümer, solch große Mannigfaltigkeit, so wertvolles Gedankengut, solch kostbare Tradition und so große Hoffnungen. Um es mit den Worten der Bibel auszudrücken: "Lasset uns unsere Herzen erheben." Trotz aller Trübsal des Heute verlangt das Morgen Zusammenarbeit von uns, denn ohne Zusammenarbeit hat Europa kein Morgen.

wirtschaftlich ebenso wie politisch in zwei Teile gerissen, der eine Teil von seinem natürlichen Hinterland abgeschnürt und durch eine "Luftbrücke" sozusagen künstlich ernährt, der andere Teil mit einem Hinterland verbunden, das, ausgepreßt bis zum letzten, sich selbst nur ganz unzureichend versorgen kann; eine Stadt, die durch eine doppelte und verzwickte Währungsreform in Geldwirrwarr und Geldnot gestürzt wurde, mit Betriebsstillegungen, Arbeitslosigkeit, Strom- und Gassperren und Verkehrsschwierigkeiten? Wie ernähren sich die Berliner am Ende einer Dekade, wie lösen vor allem die Hausfrauen das Problem, was sie dem Mann und den Kindern auf den Teller legen sollen, wenn die Speisekammer so gut wie leer ist? Wir haben eine Berichterstatterin in vier Haushalte geschickt, zwei im Westen und zwei im Osten Berlins. Was sie sah, hat sie hier aufgezeichnet.

Berliner Topfgudkerei

ERNÄHRUNGSSORGEN EINER GROSSSTADT IN DER SECHSTEN WOCHE DER "BLOCKADE"



Im Westen Berlins: ein Gemeinschaftshaushalt

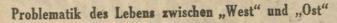
Zu der Wilmersdorfer Neubauwohnung gehören vier Zimmer. Zwei davon bewohnt eine ältere Frau mit ihrer erwachsenen Tochter, eins eine verheiratete, alleinstehende Frau, eins ein älteres Ehepaar — der Mann ist Beamter — und das halbe eine berufstätige Untermieterin. Der Gasherd in der Küche — einen Kohlenherd haben sie nicht — wird von allen gemeinsam benutzt. Die Gasration - 280 Liter je Tag und Familie - reichte normalerweise gerade zum Kaffeeund Teekochen aus. Malzkaffee wird als Extrakt gebrüht, mit kaltem Wasser aufgefüllt und drei Tage lang kalt getrunken. Das ältere Ehepaar ist an reichliche Portionen gewöhnt. Es kocht in großen Töpfen auch die Trockenkartoffeln mit Schalen, die von den meisten gemieden werden, und "verfeinert" sie mit ein paar Petersilienstengeln, im Blumentopf gezogen. Die ältere Frau fragt sich allabendlich von Schrebergarten zu Schrebergarten durch. Aber die Schrebergärtner verlangen entweder 1,50 D-Mark für ein Pfund oder ein Pfund Mehl für ein Kilo Gemüse. Beides hat sie nicht. Die 70-D-Mark-Kopfquote ist fast verbraucht. Sehn-suchtsvoll wartet sie auf das Erröten der Balkontomaten. Zwei Tomaten mit Brot wären ein Abendessen. Die alleinstehende Frau kocht nur alle zwei Tage ein Mittagessen, Kartoffeln, die sie in Pfundpäckchen von Verwandten aus dem Westen geschickt bekommen hat, und Salat, den ihr ein Gartenbesitzer schenkte. Die Untermieterin ißt in der Betriebskantine. Sie benutzt kein Gas und hat deshalb auch keine eigene Spalte in dem "Hauptbuch", in dem jeder Strich auf der Gasuhr vermerkt wird. Sie braucht auch keine kostbare Streichholzschachtel neben dem Gasherd zu deponieren.

Frau mit fünf Kindern im Berliner Osten

Die Frau steht mit ihren fünf Kindern allein da. Ihr Mann ist noch in russischer Kriegsgefangenschaft. Sie bekommt eine geringe Unterstützung, die für die Miete der Ost-sektorenwohnung und den Lebensunterhalt der Kinder nicht ausreicht. Sie schneidet Brot zum Mittagessen. Am Anfang der Dekade ist noch Brot da, auch noch Mehl für Suppen. Und am Dekadenende? Na ja, es wird schon wieder was zu finden sein. Manchmal verkauft sie Zucker oder Fett oder Milch von den Kinderkarten. Für das Geld kauft sie dann zusätzlich Brot oder das Gemüse, das es auf Karten gibt. Das stopft mehr Platz in den hungrigen Bäuchen. Die Kinder freuen sich sehr, wenn sie bei den Müttern von Spiel-kameraden, die mehr zu essen haben, zu einem Teller Kartoffeln eingeladen werden. Oder wenn sie bei ihnen "Vater, Mutter, Kind" spielen können. Da kriegt dann jeder reihum eins der Quadrate, in die Brotscheiben geschnitten werden, oder ein paar Kartoffelschnitzel, die man kauen kann, oder eine Kirsche, wenn gerade eine Mutter "über Land" Eins der Kinder ist in die Schweiz verschickt gewesen. Jetzt spießen zwar die Rippen auch wieder aus der Haut vor, aber die Wäsche und die Schuhe, die es mitbrachte, sind immer noch die Bewunderung der Geschwister wert. In zwei großen Töpfen in der Küche tummeln sich weiße Mäuse. Mäuse fressen nur ein bißchen und alles. Außerdem vermehren sie sich wunderbar schnell, und die kleinen Mäuse krabbeln munter auf den Sägespänen herum. Eine einzige weiße Maus läßt sich für fünfzig Pfennig verkaufen. Die fünfzig Pfennig gibt der Junge seiner Mutter. Ob die Mutter etwas Besonderes davon kauft? Nein, sie legt sie in die abgebrochene Henkeltasse zum Haushaltsgeld.

Ein Künstlerehepaar in einem Westsektor

Im F.schen Haushalt spielen geregelte Mahlzeiten keine große Rolle. Sie ist Journalistin, er ist Architekt. Er arbeitet tagsüber, sie muß oft abends ins Kino gehen und danach die Besprechungen schreiben. Jeder ißt, wenn er Hunger hat, und kocht für den andern mit, wenn er zu Hause ist. Das Gas ist zum siebenten Mal wegen Kontingenüberschreitung abgesperrt, elektrischer Strom wird heftig benutzt in den musi mel zwei Stunden in denen es ihn gibt. Sicher in den zwei mal zwei Stunden, in denen es ihn gibt. Sicher wird der Zähler auch bald plombiert werden. Und im Wald nach Reisig für den Herd zu suchen, dazu hat keiner von beiden Lust und Zeit. Es hat auch keiner Zeit, an fünf, sechs Stellen herumzufragen, ob es wohl mal Gemüse schwarz zu kaufen gäbe oder Fett oder Zucker. Wenn gerade Zucker oder Milchpulver "am Lager" sein sollten und abgeholt werden könnten, sitzt sie vielleicht gerade über einer Filmbesprechung und er über dem Reißbrett. Und so gehen die Zucker- oder Eipulverchancen gewöhnlich dahin. Überlegungen über die Küchenzettel werden meistens erst dann angestellt, wenn der Hunger auch mit Zigaretten nicht mehr verdeckt werden kann. Endlich beschließt man, den einzigen Kohlkopf im Hause bis zum Sonntag zu schonen und einigt sich auf Mehlbrei. Mehlbrei ist immer gut. Man kann ihnen einen Tag warm essen und zwei Tage lang kalt. Man kann übrigens alles am Tag darauf noch kalt essen, auch Rotkohl. Die vier Falläpfel, die über Nacht aus dem nachbarlichen Grundstück auf den eigenen Sandplatz am See gerollt sind, ergeben das Kompott. Gut, daß sie durch den Zaun gerollt sind. Das Büchsenfleisch ist sowieso restlos aufs Brot gestrichen worden.



Der Mann ist Elektrotechniker, arbeitet in einem Westsektor und wohnt im Ostsektor. Vor der Währungsreform konnte er leicht Geld nebenbei verdienen. Aber jetzt ist das Geld knapp geworden, und außerdem liegen in den Westsektoren die elektrischen Geräte sowieso herum. Die Olflasche in der Küche, die sonst immer voll war, ist jetzt seit Wochen leer. Frische Kartoffeln, 400 Gramm am Tage, gibt es im Ostsektor regelmäßig. Das ist eine warme Mahlzeit für ihn und die Frau und den Jungen. Mit Bouletten, die aus kleinen, trockenen Salzfischen (auf Fleischkarten) geformt sind, und Soße. Gemüse gab es drei Pfund in zwei Wochen, Kohl mit Wasser und etwas Mehl. Am Anfang des Monats kann auf Gas gekocht werden, am Ende auf dem Herd. Holz tauscht die junge Frau gegen kleine elektrische Ersatzteile, die noch in Hause sind. Jetzt fährt sie gelegentlich in die Zone und kauft Obst ein. Die Hälfte davon verkauft sie weiter, damit sie ihre Kirschen oder Pflaumen für einen möglichst niedrigen Preis. behalten kann. Denn viel Geld hat sie nicht mehr in der Hand. "Ich sage ganz offen, wie es ist. Wir wollen uns doch nichts vormachen." Und sie fügt hinzu: "Wir haben tüchtig gearbeitet vor der Währungsreform, und wir haben gut gelebt. Jetzt leben wir schlechter." Grüne Bohnen könnte sie für 2,50 Ostmark kaufen. Aber sie kann sie nicht kaufen.



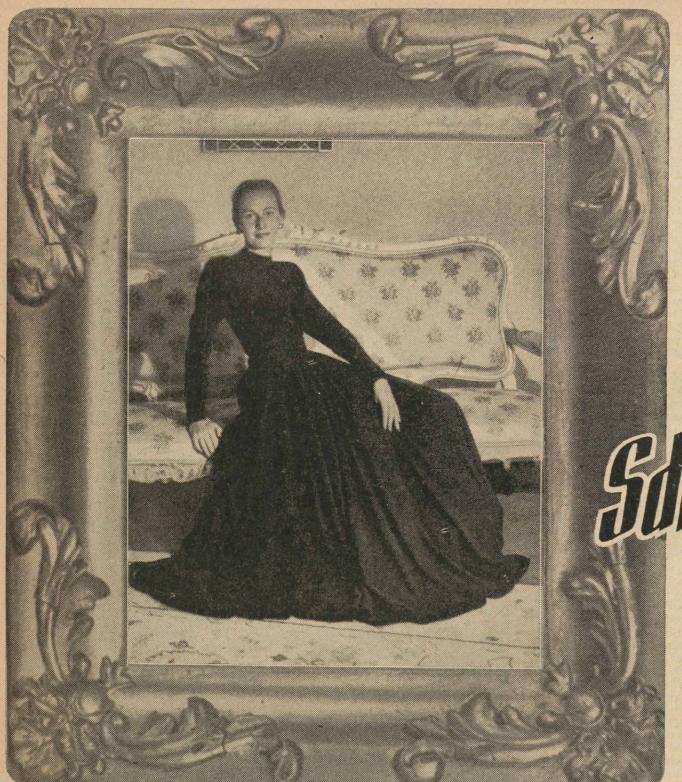




Berlin war seit ie eine Stadt der Hunde, und von ihrem Hund mag sich die Berlinerin auch in Tagen größ-Ernährungsschwierigkeiten nicht trennen. Wir sahen einen Hund vor einem leeren Teller, und einen zweiten vor einem Napf voll durchgedrehter Kartoffelschalen, aber der Hund verschmähte sie. Solche Sorgen scheinen vielleicht nebensächlich. Aber sie charakterisieren nicht minder die Lage Berlins in der sechsten Woche der Blokkade und sind zugleich ein Zeichen für das gute und nie unterzukriegende Herz der echten Berlinerin.

Text: Katharina Luthardt Aufnahmen: Leonard





AUT IN DIE SOLUTION BERLIN EXPORTIERT MODE

Modelle: Salon Charlot Fotos: Leonard Zeichnung: Hillenkamps

enn ich etwas über "Export" höre, so pflege ich die Beine in die Hand zu nehmen, wie man so schön sagt. Denn ich glaubte an keinerlei "Export", alldieweil meine bisherigen Erfahrungen über dieses Thema eher kläglich zu nennen waren. Ebenso gern umgehe ich jedes "Interview", wenn es sich irgend machen läßt.

Hier ließ es sich aber keineswegs machen. Ich mußte. Noch dazu zu einer "Zuständigen Stelle". Noch dazu früh um 9 Uhr. Noch dazu "mittenmang" in die Tiergartentrümmer. Und der einzige Lichtblick der Angelegenheit war nur, daß es sich um die Schweiz handelte. Ich kenne nämlich nur ganz besonders nette Schweizer, und so hieß ich mich hoffen . . .

Diese, meine optimistische Tätigkeit wurde belohnt. Die "Zuständige Stelle" stellte sich als absolut "schweizerisch" heraus. Hilfsbereit, scharmant und besonders liebenswürdig. (Demnächst werde ich mich noch um Interviews reißen.)

Export in die Schweiz? Modellkonfektion aus Berlin sollte tatsächlich am Züricher See entlangwandeln? Im Tessin spazierengeführt werden? Und sich selbst in die stark französisch orientierten Gebiete der Schweiz verirren? Ich hatte, wie gesagt, etwas ungläubige Augen gemacht, als mir davon erzählt wurde. Aber es stimmte. Man hat sogar durch die Unterstützung der zuständigen

Schweizer Stellen schon beachtenswerte Erfolge erzielt. Handelsverträge sind bereits wieder abgeschlossen worden. (Zum Teil noch basierend auf früheren guten Geschäftserfahrungen.) Noch nicht Unsummen natürlich, aber immerhin für 50- bis 100 000 Schweizer Francs.

Jetzt werden wahrscheinlich einige von Ihnen etwas erbittert denken, natürlich unsere Stoffe, die besten wahrscheinlich gehen ins Ausland, und wir hier . . Nein, die Stoffe zu all den Kleidern, Mänteln, Kostümen und Anzügen — denn es handelt sich auch um Herrenkonfektion — werden aus der Schweiz resp. England nach hier gebracht — durch Vermittlung der JEIA —, um hier von den verschiedenen Modellhäusern verarbeitet zu werden. Die Modelle sind hier entworfen worden. Und es ist erstaunlich und erfreulich, zu hören, daß diese Modelle mit den internationalen Häusern nicht nur in Konkurrenz treten können, sondern auch mit Auftragserfolgen den Vergleich bestanden haben. Die Modelle der Berliner Modefirmen, die Gelegenheit hatten, ihre Modeschöpfungen in der Schweiz zu zeigen, haben gefallen, und man hat mit einigem Erstaunen festgestellt, daß sie trotz Krieg und einer jahrelangen wirtschaftlichen Isolierung den internationalen Ansprüchen entsprechen. Für Deutschland ein erfreuliches Resultat, weil diese Handelsverbindungen

nicht nur Devisen bringen, sondern auch Beschäftigung und Verdienst für viele Arbeiter und Heimarbeiter aller der Branchen, die mit der weitverzweigten Modeindustrie zusammenhängen.

Und ebenso erfreulich ist es, zu hören, wie die Schweiz versucht, einer deutschen Industrie zu helfen, indem sie Wege ebnet, Einreisen erleichtert, Verbindungen schafft, sozusagen Brücken schlägt von ihr zu uns.
Es gibt im Handel und Wandel des Daseins

Es gibt im Handel und Wandel des Daseins zweierlei Humanität, meint die "Zuständige Stelle", eine passive, die sozusagen in Paketen und Unterstützungen besteht, und eine aktive, die die Dinge vermittelt, bei denen sich der andere dann durch seine eigenen Leistungen zu beweisen und weiterhin selbst durchzusetzen hat.

Für die Handelsbeziehungen zwischen zwei Ländern dürfte die aktive Methode die bei weitem gesündere und förderndere sein. Und da die Berliner Modehäuser einen so guten und aussichtsreichen Start hatten, ist zu hoffen, daß sich die Beziehungen ständig erweitern werden.

Die Schweiz scheint mit größtem Entgegenkommen die Anfangsfäden wieder angeknüpft zu haben. Und es kommt jetzt wohl auf die Initiative, das Können und den schöpferischen Ideenreichtum der Berliner Modehäuser an, diese Fäden immer fester zu binden.





um tausend Jahre sein könnten. Daß aber der Handschuh längst schon bekannt war, als es sich "begab, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzet würde", dürfte uns allen kaum in den Sinn kommen. Und doch hat der Handschuh ein märchenhaftes Alter. Auf den Denkmälern der Pharaonen sind unter den

Gaben der unterworfenen Völker auch Handschuhe dargestellt. Sie nehmen sich ungefähr wie die langen "Schweden" unserer Damen aus. Auch die Perser und Griechen kannten den Hand-

schuh. So beklagt Xenophon in seiner Cyropädie von den Persern eingeführten Luxus. Plinius dem Jüngeren wissen wir, daß einige seiner Reisebegleiter zum Schutze gegen die Kälte Hand-schuhe trugen. Und wie Homer schrieb, hatte

Laertes, der Vater des Odysseus, handschützende Hüllen, wenn er Gartenarbeit verrichtete. Den alten Griechen wie den Römern war nicht nur der Faust-, sondern auch der Fingerhandschuh bekannt. Der Handschuh kam den alten Völkern, die Löffel und Gabel noch nicht kannten, zustatten, wenn sie heiße Speisen verzehrten und beispielsweise heißes Fleisch auseinanderrissen; er schützte sie vor Kälte und war ihnen beim Hantieren mit hautschädigenden Mineralien nützlich.

Bei den Germanen, Franken und Skandinaviern wurde er im täglichen Verkehr, bei der Jagd, auf Reisen und auch im Hause benutzt. Bereits um das Jahr 1000 n. Chr. trat in den deutschsprachigen Ländern der seidene Handschuh mit dem ledernen in Wettbewerb, und Könige, Päpste und Bischöfe legten ihn zum Zeichen ihrer Macht und Würde an. Deutsche Fürsten trugen ihn bei ihren Krönungsfeierlichkeiten, purpurfarben, reich mit Gold und kostbaren Juwelen geschmückt. Zu jener Zeit schon galt das Hinschleudern oder Überreichen des Handschuhs als Ansage der Fehde und des

Wir nähen HANDSCHUHE

Das Material für die Handschuhe (Stoff oder Leder) wird auf ein Brett gespannt. Die Ecken sind mit Reißzwecken oder Nadeln zu befestigen. Alle Schnitteile muß man bei Stoff mit Kreide umziehen und bei Leder mit einem feinen Messer umranden. Der linke Handschuh ist entgegengesetzt zuzuschneiden. Beim Nähen des Handschuhes nimmt man am besten einen alten zur Hand, um den Daumen richtig einzusetzen. Hierfür wird zunächst der in der Mitte des Handschuhes angegebene Teil ausgeschnitten. Nachdem die Außennaht bis zum Doppelpunkt ausgeführt ist, wird der ebenfalls bis zum Doppelpunkt zusammengenähte Daumen eingesetzt. Nun muß die richtige Fingerlänge beim Überziehen des Handschuhes festgestellt werden. Alsdann sind die für jeden Finger bezeichneten Teile einzusetzen. Der Handschuh ist mit feinen Vor- oder Steppstichen knappkantig zu nähen.

Das ist das Grundrezept zur Herstellung von Handschuhen. Alles andere ist der Phantasie überlassen. Ein sportlicher Handschuh wird einfach bleiben und nur durch ein paar aufgesetzte Raupen - die die Hand schmaler erscheinen lassen - geschmückt werden. Im allgemeinen sind die Handschuhe sehr kurz, oft auf einen Knopf geschlossen. Erst zum Nachmittag zu beginnt der Handschuh sich zu verlängern. Im selben Augenblick wird er auch verspielter, d. h. mit Quasten oder Fransen besetzt, mit Stickereien verziert. Sehr chic ist es, sich Handschuhe passend zur Schirmhülle, zum Gürtel oder zur Tasche zu arbeiten.

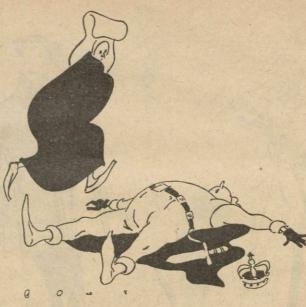
b 1 u.2 zusammensetzen!

Kampfes, wodurch die Bezeichnung "Fehdehandentstanden ist. Mancher Ritter trug einen mit Stickereien oder Edelsteinen verzierten Handschuh seiner Angebeteten wie ein Wahrzeichen seiner Minne am Helm, und auch die Kavaliere späterer Zeit liebten es noch, einen Handschuh hrer Dame am Hut zu befestigen.

Er spielte aber auch bei Gerichtshandlungen eine gewichtige Rolle. Fällte der Richter ein Urteil, so streifte er zum Zeichen seiner Unbestechlichkeit die Handschuhe ab, was - nebenbei bemerkt auch die fränkischen Vasallen bei Empfangnahme ihrer Lehen taten. Als Symbol hatte der Hand-schuh auch darin Bedeutung, daß er ähnlich dem Handschlag als Zeichen der Wahrheit und Treue galt; in Shakespeares "Lustigen Weibern" wird bei "diesen Handschuhen" geschworen. Ebenso galt er als Zeichen der Einhaltung eines Versprechens wie als Zeichen der Versöhnung.

Ein Paar Handschuhe zu widmen, galt einst als ein ganz besonderes Zeichen der Verehrung und Unterwürfigkeit. So gab es Klöster, die ihrem Landgrafen alljährlich ein Paar weiße Handschuhe überreichten. In Thüringen war es lange Zeit hindurch Brauch, daß der Feldmeister jährlich einmal dem Landesherrn ein Paar Handschuhe brachte, und eine ostpreußische Stadt überreichte dem Herzog als Zeichen der Huldigung einen mit achthundert Pfennigen gefüllten Handschuh. In England erschien in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein Buch über die Gewohnheiten der Hofhaltung Heinrichs VIII., worin geschrieben stand, daß dem





Könige am Neujahrstag parfümierte Handschuhe gereicht wurden. Sogar der neuernannte Doktor einer Fakultät wurde geehrt, indem ihm die Fakultät ein Paar Handschuhe gab. Welche Rolle er schon ums Jahr 1000 spielte, ersieht man daraus, daß der römisch-deutsche Kaiser Otto III. (983-1002) nachweisbar durch giftgetränkte Handschuhe, die ihm eine eifersüchtige, rachedürstige Italienerin übergab, aus der Welt geschafft wurde. Ebenso soll die Königin von Navarra, die Mutter Heinrichs IV., durch einen vergifteten Handschuh der

Katharina von Medici umgekommen sein. Selbst Kunst und Literatur haben sich dieses Moderequisites angenommen. Wer kennt nicht Schillers "Der Handschuh" mit dem geflügelten Wort: "Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!"? Tizian malte einen "Jungen Mann mit dem Handschuh". Die Bilder der Dogen, Gesandten und Senatoren sowie der Damen des mittelalterlichen Italiens zeigen ebenso den Handschuh wie viele Velasquez-Modelle. Zum ersten Male wurde im 13. Jahrhundert die

Meinung laut, daß der Handschuh ein notwendiges Toilettenstück der als anständig gelten wollenden Frau sei. Im 16. Jahrhundert trieb man mit ihm einen unerhörten Luxus, und Stulpen wie Handschuhe wurden mit den farbenprächtigsten Stickereien, mit Blumen und Schmetterlingen geschmückt.

Seitdem hat der Handschuh die verschiedensten Wandlungen durchgemacht. Er wurde aus Seide, Baumwolle, Wolle, Leinen, Pelz gearbeitet, von Ziegen-, Gems-, Bock-, Schaf-, Reh- und Hirschleder. Lang, halblang oder kurz, bestickt und unbestickt, mit breiter oder schmaler Tamburierung, schwarz, weiß oder verschiedenfarbig. Den feinsten, weichsten, dehnbarsten und teuersten Handschuh fertigt man aus Ziegenleder.

Doch halt! Es gab noch einen weit kostbareren. 1907 kamen in Paris und New York goldene Hand schuhe auf, in Kettenpanzermanier, reich mit Edelsteinen besetzt. Gewöhnlich trugen die jungen Damen nur einen, und diesen einen auf der linken Hand. Das Stück kostete 2000 bis 5000 Dollar. Wenige Jahre vorher — um die Jahrhundert-wende — hatte ein anderer auffallender Hand-

schuh von sich reden gemacht, der halblange silberbestickte. Er war aus Seide in Grau, Blau, Helio-trop oder Grün und mit echtem Silber bestickt. Und noch ein kurioser Handschuh sei erwähnt: Der Handschuh mit dem Spiegel. Meine Mutter trug ihn vor dem ersten Weltkriege. Er liegt vor mir. Winzige Spiegel aus Silber oder Gold, die mit einem Kettchen an einem Fingerringe befestigt waren, staken unter dem Handschuhleder in der hohlen Hand, um im Theater oder Konzert hervorgeholt zu werden.

Karl H. Sroka



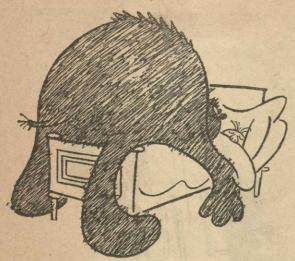
Wir reinigen HANDSCHUHE

Handschuhe müssen vorsichtig gewaschen werden. Sie sind beim Waschen auf die Hände zu ziehen, damit die Schmutzstellen deutlich sichtbar sind. Farbige Stoff- und Wollhandschuhe wäscht man in lauwarmer bis warmer Seifenlauge. Zum Spülen in lauwarmem Wasser und zum Schluß in Essigwasser sind sie abzustreifen. Um eine Streifenbildung zu vermeiden, drückt man die Handschuhe in einem Tuch ziemlich trocken, weitet sie auf den Händen und trocknet sie hängend nach. Man kann sie zuletzt über einem Tuch leicht plätten. Weiße Stoff- und Häkelhandschuhe lassen sich kochen. Häkelhandschuhe müssen gebürstet werden. Weiße Seidenhandschuhe darf man auf keinen Fall zu heiß waschen, da sie sonst gelb werden. - Ein Schmerzenskind sind die Wildlederhandschuhe. Im Anfang lassen sich die blanken Stellen mit einer feinen Stahlbürste entfernen. Sie sind aber auch mit Seife in nicht zu warmem Wasser zu waschen. Nach dem Spülen seift man jede Seife ist verwendbar - die Handschuhe noch einmal ein, zieht sie an und trocknet sie durch tüchtiges Reiben. Beim Nachtrocknen an der Luft achtet man darauf, daß sie nicht ganz trocken werden, sondern reibt sie in klammem Zustand weich und zieht sie glatt.

Glacehandschuhe sind nur mit Benzin tadellos zu reinigen. Leider ist dieses kaum erhältlich. Zur Not können starke Schmutzstellen auch mit Fleckenwasser entfernt werden.











Träume, die man

EvaSiewert

ANGSTTRAUM-WUNSCHTRAUM

valderon nennt eines seiner Theaterstücke: "Das Leben ein Traum", Grillparzer dagegen: "Der Traum ein Leben." Der Volksmund kennt das deutsche Sprichwort: "Träume sind Schäume" und das lateinische "Vita somnium breve" = Das Leben ist ein kurzer Traum.

Solange die Menschheit besteht, hat sie sich mit dem Phänomen der Träume beschäftigt. Es nimmt eigentlich wunder, daß die Wissenschaft erst so spät, nämlich um die letzte Jahrhundertwende, eine einleuchtende Erklärung der Traumvorgänge ge-funden hat, obwohl die Ahnung hiervon schon frühen Dichtern und Denkern dämmerte. Der Wiener Sigmund Freud war es, der seine Psychoanalyse im wesentlichen auf der Erklärung unseres Traumlebens aufbaute. Während seine klugen Deutungen in der Zeit nach dem ersten Weltkrieg breite Popularität erlangten, so daß nicht nur ganze Gruppen von Ärzten und Psychologen mit diesem neuen Rüstzeug praktizierten, sondern auch Dichtung, Literatur und bildende Kunst in hohem Maße von diesen Gedankengängen beeinflußt wurden und die Erörterung solcher Themen in alle Gesellschaftskreise drang, geriet das wertvolle neue Wissen schnell wieder in Verfall, als unter Hitler Freud und die ganze Psychoanalyse amtlich verpönt wurden als angeblich entartete Auswüchse jüdischen Geisteslebens.

Gehen wir jedoch kurz zu der Auffassung früherer Generationen zurück: Im intuitiven Frühstadium der Menschheit, in dem der vor den Gewalten der Natur noch ziemlich hilflose Primitive den Beginn seiner ordnenden Geistestätigkeit im Dämonenglauben entfaltete, witterte er sozusagen die nächsten Geschehnisse. Daher rührt sein Glaube an Prophezeiungen, denn da sein Geschick von höheren Mächten — Götzen und Dämonen — vorbestimmt und abhängig erschien, versuchte deren Pläne rechtzeitig zu erahnen und nach Möglichkeit zu vereiteln. Nichts lag ihm näher, als die rätselhaften, ihm oft unverständlichen Vorgänge seines Traumlebens als Hinweise auf kommende Geschehnisse auszulegen. Die ihm günstig gesinnten Dämonen, die er wenige Zeit später als "Götter" bezeichnete, die guten "Geister", gaben ihm im Traum ein Zeichen, entweder ein Glück be-deutendes oder ein warnendes Menetekel. Selbst bei den schon recht aufgeklärten Griechen und Römern stand das Traumorakel noch in hoher Blüte. Noch im vorigen Jahrhundert versuchten die deutschen Naturphilosophen v. Schubart und Pfaff, den Glauben an vorbedeutende Träume zu retten, als ringsum schon die Folgen der materialistischen Naturbetrachtung Darwins und seines späteren Verfechters Haeckel zu spüren waren. Aus dieser Epoche stammt die zu kurz greifende abweisende Erklärung: "Träume kommen nur aus zu vollem

Magen." Allerdings entdeckte man in diesem Zeitalter exakter Naturforschung richtig, daß Traum-bilder durch ganz einfache äußere und mechanische Anreize hervorgerufen werden können. obachtet das selbst oft genug: das Klingeln des Weckers wird im sich gegen das Erwachen noch einige Sekunden sträubenden und trägen Körper zu einer aufschiebenden Begebenheit, wo es an der Haustür klingelt und lieber Besuch Aber das Geräusch eines nächtlichen Flugzeugs kann auch unangenehme Erinnerungen an Alarmnächte im Traumbild hervorrufen. Der volle Magen oder die volle Blase wecken Traumbilder eindeutiger Art, auch körperliche Schmerzen, Krampfzustände, Atemnot setzen sich erst in Traumbilder um, ehe wir erwachen.

Nun kam Freud und erklärte, daß wir im Schlaf nicht anders träumen als im Wachen. Denn wenn wir mit wachen Augen träumen, so erfüllen wir uns unsere Lieblingswünsche: wir träumen von der glücklichen Vereinigung mit den Menschen, die wir lieben, von schönen Reisen in fremde Länder, von Ruhm, Ehre, Erfolg und Reichtum. Kinder träumen vom ersehnten Spielzeug, Hungrige von leckeren Genüssen. Genau so träumen wir meistens auch im Schlaf. Fast jeder Deutsche träumt heutzutage oft von vollgedeckten Tafeln. Der Traum ist, so

lehrte Freud, eine Wunscherfüllung.

Warum träumen wir dann aber so oft häßliche und bedrückende Dinge? Warum gibt es außer dem Wunschtraum auch den Angsttraum oder den Hindernistraum, wo uns Zentnergötzen auf der Brust hocken, Teufel verfolgen, wir weder rennen noch schreien können und ähnliches? Freud sagt: Wir verdrängen zuviel. So wie wir nun unsere Wir verdrängen zuviel. 36 wie wir not insere Wünsche nach schönen Dingen verdrängen und im Traum nachholend befriedigen, so verdrängen viele Menschen auch ständig ihre Angst, ihre Sorgen, ihre Befürchtungen. Statt den Ereignissen mit gefaßter Heiterkeit entgegenzugehen, schieben alles Drohende ins Unterbewußtsein ab. Im Laufe der Zeit sammelt sich so in der seelischen Rumpelkammer ein bunter Haufen schöner und übler Dinge an, alles, was wir uns nicht einzugestehen wagen, sei es aus Feigheit, sei es aus Lebensangst, alles, was wir nicht konsequent in unserem Leben und in unseren Gedanken bis aufs I-Tüpfelchen ordneten, liegt da im Seitengelaß unseres Innern übereinander und purzelt nachts durch unser Gehirn, wenn unsere gebieterisch bremsende Kontrolle die Tür dieser Rumpelkammer nicht mehr zuhalten kann. Mit einer Wucht und Schnelligkeit, die unsere Denkvorgänge im Wachen niemals besitzen, und deren unheimliches Tempo bislang von Wissenschaft noch nicht befriedigend erklärt werden konnte, treten ganze Schauergeschichten zutage, spinnt unser Traum die tollste Kriminalstory in uns aus. Mit Entsetzen erfahren wir, daß wir voller Mordgelüste stecken, weil wir aus moralischen Erwägungen und infolge unserer guten Kinderstube den Wunsch verdrängten, unseren Vorgesetzten Dienstag nachmittag zu erschlagen, als er uns so gemein abkanzelte. Was wir leise fürchten, wird im Traum zum riesengroßen Gespenst.

Der Traum belehrt uns über unser wirkliches Wesen, und wir täten gut daran, ihn nicht für einen Schaum zu halten, sondern mitunter sorgfältig zu überlegen, was er zu bedeuten hat. Nicht für unsere Zukunft oder das zu wählende Lotterielos, sondern wie er uns darüber aufklärt, was wir unterdrückten, ehe es noch ins klare kritische Bewußtsein trat, und sich nun im Hintergrund als Gespenst zu schaffen macht, unsere Harmonie gefährdend. Es kann uns passieren, im Traum zu erfahren, daß wir einen Menschen heftig lieben, den wir im Wachen zu verabscheuen glaubten. Nach der Belehrung unseres Traumes wird unser Verhalten diesem Menschen gegenüber wahrscheinlich um vieles normaler werden, denn unser Haß und Ekel war nur

Angst vor der eigenen Zuneigung. Natürlich ist zu warnen vor Freudscher Überspitzung der Traumsymbolik. Der Begründer der Psychoanalyse, der seine Lehre in einer Zeit entwickelte, für die die Unterdrückung aller normalen unbefangenen Sexualität und die Heuchelei auf geschlechtlichem Gebiet typisch war, neigte zur Überschätzung dieser Frage: er behauptete, daß die Mehrzahl der Träume sexuelle Wunscherfüllung zum Ziel hätte, und erklärte viele Gegenstände, wie Häuser, Wälder, Waffen usw., für reine Sexual-symbole. Das trifft natürlich nicht immer ins Schwarze, besonders nicht in unserer sich viel freier auslebenden, sexuell kaum noch etwas verdrängenden Epoche, denn wir rekapitulieren im Traum auch die Erinnerungen an kürzlich Verflossenes in Bild-fetzen und Handlungsresten. Bei dem wirren Gespinst der Traumbilder können sich Tagesreste, alte Wünsche, neue Sorgen rätselhaft ineinanderverfitzen, so daß das ganze Knäuel analytisch

Die Tatsache, daß es außerdem wirklich im Lauf der Geschichte genügend Fälle von prophetischen Träumen gab, in denen intuitiv kommende Ereig-

Dis einem Traumbuch

Alte Herren: Gute Gesundheit Bettdecke: Dir Unangenehmes kommt nicht an die große Glocke Cervelatwurst: sich mit wenigem begnügen

Dachdecken: fröhliches Familienleben

kaum noch zu entwirren ist.

Fett essen: großes Unbehagen Hahn, der Eier legt: reiche Erbschaft Hain, der Eler legt: reiche Erbschaft
Heiraten: Beschwerden verschiedener Art
Impfen: die Meinung anderer teilen
Leibschmerzen haben: eine Dummheit begehen
Matjeshering: Keuschheit
Mutter sehen oder sprechen: Dein Vorhaben wird gelingen
Nase, große: zu Reichtum und Ehre gelangen







Zeichnungen: Hans Kossatz

immer wieder träumt...

nisse vorausgesehen wurden, obwohl man sie weder durch Wunsch noch durch Angst im Traum Wirklichkeit machte, denn man ahnte damals noch nichts von ihnen - diese Tatsache wollen wir keineswegs leugnen, denn sie ist von ernst zu nehmenden Zeugen bekräftigt worden. Sie zu erklären wird ebenso unmöglich sein wie die Gabe des zweiten Gesichts und überhaupt die Mehrzahl der eidetischen Fähigkeiten. Wir haben uns einfach damit abzufinden, daß es im Leben mitunter Vorahnungen irgendwelcher Art, also auch manchmal im Traume, gibt. Das soll uns aber niemals dazu verleiten, kindisch nach Traumbüchern zu greifen und allen unseren Träumen voraussagende

Bedeutung beizumessen.

Die Träume sind unsere Ergänzung, wie das der Dichter Albrecht Schaeffer in seinem "Joseph Montfort" wunderschön ausgedrückt hat: "Was er als Heimtücke eines Traumes empfand, war nur sein eigener Wahrheitstrieb, der keine Halbheiten duldete, daß wir also, so halbe und Dreiviertelsmenschen wir zu sein scheinen, gleichwohl immer ganz sind, nämlich ergänzt von unseren Träumen. So wenig ein Dichter eine Vision haben kann, sofern er nicht einmal etwas in Wirklichkeit sah, das Gegenstand dieser Vision werden könnte, so wenig zeigt ein Traum uns nie gesehene Dinge. Beweis für unser Gedächtnis. Wir vergessen nichts, und wenn wir uns nur erinnern könnten, wir würden für jede winzigste Traumfigur das Urbild in un-serer Vergangenheit aufdecken können. Die schlafende Seele, eine verruchte Penelope trennt Nacht um Nacht auf, was die versammelte Arbeit von tausend Tagen vor sich gebracht zu haben meinte. Plötzlich dann, in der arglosesten Nacht, schlagen die lichten Flammen aus dem Dach — Selbstzündung —, oder weil wir vor sieben Jahren vergaßen, einen Funken im Keller zu löschen? Wahrhaftiakeit.

Mag das Leben dem Sterbenden vielleicht wie ein wüster überstandener kurzer Traum erscheinen umgekehrt ist es auch richtig: der Traum ist ein Leben, ein vollständiges, konsequenteres dazu. Und so haben beide recht, Calderon und Grill-parzer. Aber der Volksmund hat unrecht: Träume sind keine Schäume.

Ser Jahrhundertwende

Pferde, durchgehende: Unglück Regenwurm: Du bist ein Speichellecker Sarg: langes, glückliches Leben
Schleichhandel üben: Einladung zum Hochzeitsschmaus, bei dem man sich vor zu viel Essen und Trinken hüten soll
Schneemann: trügerische Liebe Umziehen: Ärger mit seinem Hauswirt kriegen Verhaftet werden: verleumdet werden Wasser: Verdruß und Betrübnis X-Beine haben: sein Glück machen Zuckerhut: in Liebesgeschichten verwickelt werden

WEISSAGUNG DER TRAUME

Von Meta Brix

s sind die Stunden selten geworden, in denen uns der Zauber eines Gespräches von den Fragen unserer Zeit fortzuführen vermag. Und selbst wenn in solchen Gesprächen Stimmen aus der Tiefe heraufklingen — geheimnisvoll und nicht klar deutbar —, selbst dann führt meist ein feiner Faden wieder zurück zu der Not und Härte unserer Tage.

Von Träumen war die Rede, und da nahm der sonst Schweigsamste des kleinen Kreises das Wort und erzählte von einer Begebenheit, die sich in jüngster Zeit zugetragen und die er von den unmittelbar

Beteiligten selbst erfahren hatte.

"Ein Mädchen, das den tröstlichen Namen Maria führte, lebte mit seinem Vater im Osten Deutschlands in einer abseits des Ortes liegenden Försterei. Maria war zum Beginn des Krieges mit einem Manne verlobt, der gleich in den ersten Kämpfen Ihrem stillen Wesen gemäß, gab sie ihrem Schmerz keinen lauten Ausdruck, ihr Herz aber weinte, und alles um sie herum erschien ihr wie tot ... wie ein Friedhof. Kummervoll waren vor allem die Nächte ..., und in einer dieser Nächte näherte sich ihr zum erstenmal jener seltsame

Sie befand sich in einem Garten, der von einem hohen und festgefügten Holzzaun umgeben war. Sie ging über einen Weg, der zu einer Ecke des Gartens führte. Dort standen im Halbrund drei große Birnbäume, deren Früchte der Reife nahe waren. Ein Windstoß mochte durch die hohen, breitästigen Kronen gefahren sein, denn eine Anzahl Früchte lagen verstreut auf dem grasigen Boden. Da nahm Maria in ihrem Traum eine dieser großen honiggelben Birnen auf und aß davon; und noch im Erwachen glaubte sie, Geruch und Geschmack der köstlichen Frucht zu spüren. Sie legte jedoch dem Traum keine weitere Bedeutung bei. Ihr Schlaf war in jener Zeit überhaupt nur ein verwirrter Dämmerzustand. Und erst als sich dieser Traum bis in alle Einzelheiten und überaus klar wiederholte, empfand sie das Seltsame daran. Wieder waren beim Erwachen Geruch und Geschmack des im Traum genossenen Obstes da, und sie erinnerte sich der gleichen Empfindung nach dem ersten Traum.

Jahre wuchsen über ihren Schmerz um den Verlust des Verlobten . . . Jahre, in denen der Strom immer schneller floß, in dessen todbringenden Strudel Millionen Menschen hineingerissen wurden. Es kam der Tod des geliebten Vaters ... es kam das Elend der Flucht. Maria saß während dieser tage- und nächtelangen Fahrt in der bedrückenden Enge des Güterwagens, in einer fast unerträglichen Luft, da man die Türen der grausamen Kälte wegen kaum einmal einen Spalt weit öffnen durfte. Und als sie so in einem Winkel, auf ihrem Gepäck hockend, den Kopf todmüde an die kalte Waggonwand gelehnt, doch einmal auf eine kurze Zeit in einen tröstenden Schlaf sank, geschah es, daß sie sich im Traum wieder in jenem Garten bewegte, der ihr nun schon fast vertraut erschien.

Obwohl beim Erwachen noch tief beeindruckt und nachdenklich, war sie doch gleich wieder miteingeschlossen in die große gemeinsame Not und das Leid der Menschen um sie herum. Und so grübelte

sie dem Traum nicht weiter nach. Mit einem Teil der Flüchtlinge fand auch Maria einstweilige Unterkunft in dem Durchgangslager einer kleinen Stadt. Und da sie in ihrer stillen Weise gleich überall zugriff, bedachtsam und mit einem Blick für jede Notwendigkeit, da sie die Kinder versorgte und zur Ruhe brachte und alten Leuten tröstend half, wurde der Arzt des Ortes auf sie aufmerksam. Er hatte in dieser Zeit außerordentliche Aufgaben zu erfüllen; einem Flüchtlingszug folgte der nächste. Und da ihm gerade eine ordentliche Helferin fehlte, fragte er Maria, ob sie im Ort bleiben und ihm bei der Unter-suchung und Betreuung der Flüchtlinge beistehen

Maria blieb gern. Ihr, die ohne Heimat und ohne Lebensziel war, wurde mit der angebotenen Tätigkeit mehr gegeben, als sie zu erhoffen gewagt. Und in der Zusammenarbeit mit dem älteren gütigen Arzt löste sich auch das Bangen, das in der letzten Zeit alle Tage und Nächte umdunkelt hatte.

Im Laufe der Zeit wurde Maria durch den Doktor mit einem Manne bekannt, der etwa eine Stunde vom Ort entfernt eine Landwirtschaft besaß. Er schien mit dem Arzt befreundet; denn war er in der Stadt, so sprach er fast immer mit vor. Der Arzt erzählte Maria, daß der Landwirt seine Frau bei der Geburt des ersten Kindes, eines kleinen Mäd-chens, verloren hatte. Als dann diese kleine Tochter, vierjährig nun schon, den Vater begleitete und sich sogleich mit anschmiegender Vertraulichkeit dem jungen Mädchen zuneigte, wurde durch dieses Kind eine freundschaftliche Verbindung auch zwischen Maria und dem Landwirt geschaffen.

Bald danach geschah es, daß der Mann mit einfachen, klaren Worten Maria bat, seine Frau zu

Maria erschrak und lehnte ab. Das konnte sie nicht. Nein. Alte Wunden brachen nun doch wieder auf. Da machte der Mann keinen weiteren Versuch, sie etwa umzustimmen, und ihr Nein richtete sich auch nicht als eine Schranke gegen einen weiteren freundschaftlichen Verkehr zwischen ihnen auf.

Als die schönen Sommertage kamen, bat der Mann, Maria möchte ihm und seiner kleinen Tochter die Freude ihres Besuches machen. Und das Mädchen trug keine Bedenken, die Einladung anzunehmen. An einem schönen Sonntag ging sie zu dem Dorf, von dem sie schon wußte, daß es ebenso wie die

Schluß auf Seite 17

Jas Große Suchen

In Notzeiten versucht jeder Mensch, einen Ausweg zu finden. Der eine, indem er böse, der andere, indem er gut wird. Bösewerden ist leicht, ist menschlich verständlich, aber es führt zu nichts. Gutwerden ist schwer, vor allem, wenn man hungrig ist, keine Wohnung hat und keinerlei Sicherheit. Trotzdem sollte man es doch versuchen, denn das Positive ist in jedem Falle lohnender als das Negative.

Nachstehender Artikel, den die Verfasserin uns auf unsere Bitte um einen Beitrag aus ihrer Feder zur Verfügung stellte, wird manchem vielleicht als Botschaft von einem glücklicheren Kontinent erscheinen. Und doch wird er vielen Suchenden eine praktische Hilfe bedeuten, einen Hinweis geben, damit sie zumindest das innere Gleichgewicht finden.



Aufnahme: AP

Wer ist PEARL S. BUCK?

1934 schreibt die 42jährige Pearl S. Buck, schon in der ganzen Welt berühmt, in der Biographie ihrer Mutter: "Sie gab mir alles, was ich habe. Vor allem lehrte sie mich, Schönheit erkennen, die in Worten liegt, und all das, was Worte ausdrücken können." In den Händen der Mutter liegt die Erziebung des kleinen Mädchens, das als Kind von Missionaren in frühester Jugend nach China gekommen war. Und neben der Mutter steht die alte chinesische Dienerin, die das Mädchen in die Welt der chinesischen Märchen und Fabeln einführt. Schon als Schülerin in Schanghai ist sie ständige Preisträgerin einer Jugendzeitung. Ihr erstes großes Buch schreibt sie nach ihrer Rückkehr aus Europa und Amerika, wo sie ihre Ausbildung beendet hat. Es ist der 1929 erschienene Roman "Ostwind — Westwind". Dieses erste große Werk von Pearl Buck, die damals Frau eines amerikanischen Missionars und Dozentin an der Universität Nanking für englische Literatur ist, findet Anerkennung, erregt aber noch kein Aufsehen. Ihr nächster Roman, "Die gute Erde", der 1931 erschien, trägt ihr bereits den Pulitzerpreis ein. Von diesem Erfolg führt eine gerade Linie zum Nobelpreis, den sie im Jahre 1938 erhielt und der den Namen Pearl Buck in der ganzen Welt bekannt machte.

1934 endgültig nach Amerika zurückgekehrt, übernimmt sie eine leitende Stelle in dem Verlag ihrer Bücher und wird nun als Mitglied des Nationalinstituts für Kunst und Wissenschaften, als Ehrendoktor der Universitäten Vale und Cornell eine hervorragende Persönlichkeit im geistigen Leben Amerikas, dessen Probleme sie in ihren letzten Veröffentlichungen besonders beschäftigen. Ihr Name bleibt jedoch unlöslich mit China verknüpft, dem Hintergrund von acht großen Romanen. Als Übersetzerin gab Pearl Buck auch den klassischen chinesischen Roman "Alle Menschen sind Brüder" heraus. Dieser Titel kann als Leitmotiv ihres Strebens, das nicht weniger der Gleichberechtigung der farbigen Völker galt, betrachtet werden. In einem ihrer letzten Bücher, "Was mir Amerika bedeutet", schreibt sie im Vorwort: "Die schlichten Menschen der Erde müssen sich zusammenfinden, sie müssen entdecken, daß sie einander gleich sind in ihrem einfachen, tiefen Sehnen."

Sie ist es auch, die die Worte der Güte und des Verständnisses für die Deutschen findet. In ihrem Brief an das deutsche Volk im Frühjahr des Jahres schreibt sie: "Wir wußten, daß das Böse der menschlichen Rasse an sich innewohnt und daher in jedem Land möglich ist. — Ich kann deshalb nur in tiefer Demut an das deutsche Volk schreiben. Wir batten in Amerika das Glück, daß wir fähig waren, unsere üblen Elemente in Schach zu halten und sie an der Vergewaltigung der ganzen Nation zu bindern."

Verpflichtend stellt sich ihre starke, sittliche Persönlichkeit uns Deutschen in dem Schlußsatz dieses Briefes dar, wo sie sagt, daß wir uns in einem Krieg zwischen Gut und Böse besinden, und wo sie den Guten in Deutschland zuruft, sich nicht aufs Ohr zu legen und zu schlasen: "Denn die Guten überall draußen in der Welt brauchen Eure Kraft, Eure Wachsamkeit, Eure Entschlossenheit zur Unterstützung ihrer eigenen."

ch glaube, das Suchen des Menschen nach Gott — die Religion also — ist eine der ewigen Fragen, die die Menschheit immer wieder bewegt. Es fände sein Ziel, dessen bin ich gewiß, wenn alles Sehnen erfüllbar wäre. Zuweilen überkommt uns dieses Gefühl, allein im All zu stehen, auch wenn wir ein Zuhause haben und Liebe und Freunde. Die Sehnsucht nach Unsterblichkeit, jenes schier endlose Fragen nach dem Sinn des Lebens, fände seine Antwort, wenn dieses tiefste, unbestimmbare Wünschen des einsamen Menschenherzens ein größeres Glück zu finden wüßte, als es bisher gekannt hat — wenn es sich einer großen, ewigen Sicherheit anvertrauen könnte. Ist diese Sicherheit gefunden, ganz gleich wie, so ist der Augenblick der Vollendung, der Erlösung gekommen. Aber wie in jedem unsterblichen Gedicht von großer Liebe scheint es nicht vielen von uns gegeben zu sein, diesen äußersten Zustand der Erfüllung zu erreichen. Nur wenigen Menschen dieser Welt — wenn ich richtig in den Herzen lesen kann — bedeutet die Religion etwas Tatsächliches oder gar Notwendiges. Wir suchen zwar und suchen, aber wir wissen nicht wonach. Mancher von uns wird nicht einmal gewahr, daß er nach Gott sucht. Auch ich weiß nicht, was Gott ist. Ich weiß nur, daß ER für mich etwas Wirkliches bedeutet — die Sicherheit. Ich weiß nur, daß der Sinn des Lebens in irgendeiner Weise gut ist und daß ich, da ich an das Gute im Leben glaube, auch darauf vertrauen kann, daß seine Quelle, sein Anfang und Ende — GOTT — gut ist.

Ich glaube, Gott ist gut. Vor allem, weil ich die Menschen als gut ansehe. Wenn ich Rückschau halte über mein Leben und an die Tausende von Menschen denke, denen ich begegnet bin, Menschen aller Rassen und vieler Völker, so bin ich ergriffen und erstaunt darüber, wie gut sie sind. Mögen sie reich oder arm sein, gebildet oder ungebildet, die Güte des menschlichen Herzens ist für mich das Wunderbarste und Heiligste. Selbst in Kriegszeiten, bei Hungersnöten und Katastrophen, in Zeiten, in denen Leben gegen Leben kämpft, habe ich immer wieder die schlichte, tiefe Güte der menschlichen Seele kennengelernt. Ich habe erlebt, wie die letzte Brotkruste geteilt wurde, wie ein zerschlissener Mantel über den frierenden Körper des Nächsten gedeckt wurde. Ich habe gesehen, wie ein Leben für ein anderes geopfert wurde, und dies bei Menschen, die weder Christen noch Buddhisten waren noch sich vorgenommen hatten, eine gute Tat zu tun. Und tat jemand etwas Grausames oder Ungerechtes, sogleich liefen viele Sturm gegen ihn. Ich habe so viel Güte gesehen und mir ist so viel Güte widerfahren, daß ich weiß, bei allem Bösen, das in Erscheinung tritt, lebt in allen Menschenherzen das Gute; es ist ein Teil dieses Universums und entspringt einer kraftvollen Quelle, die ich Gott nennen möchte.

Was Gott wirklich ist, weiß ich nicht. Ich habe ihn nie gesehen. Ich besitze keinen greifbaren Beweis dafür, daß er lebt oder vorhanden ist. Nicht einmal ein Gebet kann ich nennen, auf das ich so klar und unmißverständlich Antwort bekam, daß ich sagen könnte: "Ich bin erhört worden, ich weiß es." Selbst Todesangst ging ohne Trost vorüber. Ich weiß nicht, ob Gott existiert. Und doch, ich bin mir immer eines höheren Wesens im All bewußt. Ich möchte es greifen — ich fühle es — auf hundert Wegen in empfindsamen Augenblicken.

Manchmal finde ich es in Menschen. Zuerst fand ich es nur in einigen wenigen — in außergewöhnlichen Menschen, in seltenen Wesen. Ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll, dieses Etwas: Einsicht, Empfindung, Erkenntnis, Verstehen — ein Etwas, das den Reiz des Persönlichen oder die Schönheit des Äußeren übersteigt, so daß man sich nach der Begegnung mit einem solchen Wesen gehoben, beschwingt fühlt, an große Wahrheiten glaubt, voll Staunen über die Gesetze des Alls. Solche Geister befeuern den eigenen Geist. Aber jetzt — und das ist für mich das Wunder und der Reichtum des Lebens, finde ich diese seltsame Kraft fast in jedem Menschen mehr oder weniger, nachdem ich sie in mir selbst zuerst geweckt habe. Ich glaube, wenn ich an ein anderes menschliches Wesen denke, und mein suchender Geist ist aufgeschlossen, hoffnungsfreudig, verständnis- und erwartungsvoll, dann finde ich überall eine Antwort. Überall und in jedem Menschen findet man etwas, das einem deutlich die Tiefe des Menschenherzens fühlen läßt. Selbst Menschen, die dumm, oberflächlich und nichtsnutzig scheinen, sind in Wirklichkeit insgeheim im besten Sinne strebsam und freundlich; es sind Suchende, die oft selbst nicht wissen, daß sie es sind.

So läßt mich die natürliche Güte, dieser wunderbare Zug im Menschen selbst, wenn er auch oft durch eine falsche Lebensweise überdeckt wird, erkennen, daß in uns allen ein grundlegendes "Gutsein" und damit eine universale Geistigkeit lebt, die unser aller Ursprung ist — Unser Vater, wie Jesus es nannte.

Mehr weiß ich nicht über Gott. Aber das weiß ich: wenn ich mich jedem guten und freundlichen Einfluß zugänglich erhalte, wenn ich jeder bejahenden Regung nachgebe, dann bin ich mir dieses Geistes in mir selbst bewußt und durch ihn mit den guten Kräften der ganzen Welt verbunden.

Ich glaube an das Schöne und erkenne seine Kraft. Ich glaube an das Einfache, das Natürliche in jeder menschlichen Beziehung, den Ernst der Gedanken, Taten und Worte, und ich bin mir auch dieser Kräfte bewußt. Ich versuche, in jeder Lage furchtlos zu sein. Ich will mich nicht von Schmerzen oder Mißverständnissen oder irgend etwas anderem beherrschen lassen, damit jene Kräfte nicht unwirksam werden. Aber sie werden es, wenn ich zuwenig tue, wenn ich nachlässig bin in der Arbeit und in meiner Beziehung zu anderen Menschen. Jedoch, wenn man dieses Bewußtsein einmal gehabt hat, ist sein Verlust unerträglich. Das Bewußtsein jener Kräfte verlieren heißt den Frieden und die innere Ausgeglichenheit verlieren und seinen Launen, innerer Verwirrung und seinem Kummer ausgeliefert sein.

Wirkliches Gottesbewußtsein haben heißt in Harmonie mit seiner Umgebung leben. Man kann sich seine Umgebung nicht immer wählen. Ich bin der Ansicht, daß praktisch keiner von uns seine Umgebung selbst wählen kann. Wir alle haben etwas, vielleicht sogar vieles, das wir ändern würden, wenn wir es könnten. Doch wir können es nicht. Uns bleibt nur die Wahl, entweder in Harmonie mit unserer Umgebung zu leben oder nicht. Und um in Harmonie zu leben, müssen wir versuchen, tief, ja sehr tief unter die Oberflächlichkeiten unseres Daseins zu gelangen, tiefer selbst als die Todesangst uns treiben würde, und wir müssen jene Kraft des Schönen, der Güte, jene Kraft, die Gott heißt, finden.

Dies ist für mich Religion. Sie hat kein Glaubensbekenntnis, keine Glaubensformeln. Wenn ein Mensch ein Glaubensbekenntnis haben muß, wenn ein solches ihm bei seiner Gottsuche hilft, soll er es haben, doch er darf es keiner anderen Seele aufzwingen oder behaupten, daß sein Weg zu Gott der einzige Weg sei. Ich habe nur zu gut gelernt, daß die Wege zu Gott so verschieden sind wie die menschlichen Herzen. Man kann nur sagen: "So ist mein Weg gewesen; so habe ich Gott gefunden."

Das Äußerste, was einer von uns tun kann, ist wahrscheinlich das: die Sehnsucht des Suchens zu wecken. Stumpfheit und Verzweiflung, Ärger und Verwirrung über Nichtigkeiten des alltäglichen Einerleis oder die Gewohnheit, andere zu kritisieren — all diese Dinge und viele andere mehr können das Suchen nach Gott verzögern oder sogar für immer hindern. Man kann einen anderen Menschen nur ermuntern und anspornen durch solche Worte wie:

"Du hast deine äußerste Glücksmöglichkeit noch nicht erreicht! Du lebst nicht nach deinem besten Vermögen! Du hast weit größere Möglichkeiten in dir — du würdest so viel glücklicher sein, wenn du in Harmonie mit der großen, alles durchdringenden Kraft leben würdest!"

So nur kann man die menschliche Seele anrühren — niemals durch Drohungen oder Zwang: "Wenn du nicht glaubst, bist du verdammt." Ebenso wie es der Sinn der menschlichen Seele ist, ihren Ursprung zu suchen, nämlich Gott, so ist es eine Tragik und Entweihung, daß die sogenannte christliche Kirche grausame und gottlose Dinge vollbracht hat. Die Arklage, die in vielen Ländern gegen das Christentum erhoben wurde, war nur zu wahr — dies scheint wie ein bitterer Fluch, der die Knechtschaft der menschlichen Seele noch verschlimmert hat. Anstatt daß wir der Knechtschaft durch diese Sünden verfallen, sollten wir besser dem Verlangen einer inneren Umstellung nachgeben: der Freude, Gott zu finden; denn nur so können wir innerlich frei werden.

Es ist so einfach: Man denke an das Gute, Erhabene, an das Schöne, Wahre, an gute Taten — an die Ausstrahlungen der universalen Kräfte, und man wird diese Kräfte in das eigene Herz einströmen fühlen. Dann fällt es leicht, freundlich zu sein, aufrichtig und großzügig, schnell und gern jeder guten Regung nachzugeben, weil man mit sich im reinen ist. Dann verfügt man über einen unerschöpfbaren Vorrat an Geduld, denn Ungeduld entspringt der inneren Disharmonie.

Ich kenne keine andere Religion als diese: das Suchen nach Gott; die Sehnsucht, das eigene Ich mit ihm zu vereinen; den freudigen Entschluß, die so entstehende Harmonie in jede Tat und jede menschliche Bindung einfließen

Man wird erkennen, wie individuell ich die Religion sehe — ohne irgendeine Organisation oder äußere Form. Es soll nicht gesagt sein, daß die bestehenden Einrichtungen überflüssig wären, wenn sie für irgend jemand eine Hilfe sein können; sie sollen nur nicht mit Religion verwechselt werden. Zu oft werden sie dafür gehalten und stumpfen den Geist ab oder verhärten die Seele. Religion ist etwas Individuelles — sie ist ebenso individuell wie Liebe und Freundschaft und Elternschaft, wie alle diese großen, einfachen menschlichen Beziehungen, in denen nur das Einzelwesen gilt. Die einzelne Seele, deine, meine, muß in ihrer besonderen Weise angerührt werden, sie muß selbst suchen, finden und sich ausdrücken. Nichts anderes gilt. Alles andere kann ausgeschaltet werden — muß ausgeschaltet werden, wenn es die große Linie stört. Wenn Menschen damit zufrieden sind, daß sie zur Kirche gehen, um Musik und eine Predigt zu hören und etwas Geld zu spenden, wenn diese Dinge ihre Seele so restlos erfüllen, daß ihnen die Suche nach Gott kein Bedürfnis ist, dann taugt die Kirche nichts. Wenn der Glaube eine Seele in kirchliches Formenwesen preßt oder zur Herrschaft über andere zwingt, dann ist er ein schlechter Glaube. Alles, was den natürlichen Wunsch des Menschen, eine ewige Harmonie mit Gott im wahrsten Sinne des Wortes zu erleben, erstickt, ist schlecht, ist um so schlimmer, wenn es sich "Religion" nennt und den Menschen von Gott entfernt, d. h. von dem Geist der Güte, der Gerechtigkeit, der Wahrheit. Aber niemand kann uns bei dieser einsamen individuellen Suche viel helfen.

Wir hängen aneinander, wir Menschen! Wir gehen zu Vorträgen, wir hören hier einen großen Mann reden oder wir lesen dort ein Buch eines anderen, um Hilfe und Anregung zu finden — und dabei wissen wir die ganze Zeit, daß wir, wenn wir wagen würden, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen, nicht vor der einsamen Straße zurückschrecken würden, die wir gehen müssen, um zu Gott zu gelangen. Es ist zwar leichter, auf eine Zauberformel aus dem Osten zu hoffen, auf irgendeinen äußeren Ritus, auf etwas, das ein anderer ausprobiert hat. Helfen jedoch kann uns nichts davon. Wir müssen der eigenen Stimme gehorchen, die eigenen Schwächen, Ausflüchte und Geheimnisse sehen. Der Entschluß, die Heuchelei in Gedanken und Taten also aus dem eigenen Ich auszumerzen, ist schwer.

Man braucht einen unbeugsamen Willen, dieses Suchen über Zeiten und Zweifel hinweg fortzusetzen, jedoch stört es etwa meine Harmonie? Nein! Und so will ich fortfahren, zu suchen, bis es meine zweite Natur geworden ist, unbekümmert darum, was andere denken. So nur wächst das Gefühl der Gegenwart Gottes.

Was Gott ist — wer weiß es wirklich? Wissen können wir nur, ob er in uns selbst gegenwärtig ist oder nicht. Sind wir jedoch an seine Gegenwart gewöhnt, dann gibt es kein Leben mehr ohne Ihn.

Fortsetzung von Seite 15

kleine Stadt wenig von den Zerstörungen des Krieges gespürt hatte. Die Äcker waren alle bestellt und sahen aus wie ein buntfarbiges Schachbrett, und auf den Wiesen blühten die goldenen Wiesendotterblumen.

Auf dem Hof wurde Maria von dem Mann mit einer stillen, doch deutlich erkennbaren Freude, von dem kleinen Mädchen mit Jubel empfangen. Sie fand im Hause eine schöne Behaglichkeit vor und

kam nicht so bald fort, wie sie gedacht.

Das Kind bat, Maria sollte auch in den Garten kommen, zu den Blumen und Beeren und zu den Tieren in den Stallungen. Alles sollte Maria sehen. Sie gingen alle drei durch den Garten, das Kind an den Händchen zwischen sich führend, denn es wollte sich auch nicht eine Minute von Maria trennen. Und dann geschah das Seltsame ... für den Mann zuerst befremdend. Und auch das Kind sah erstaunt, fast ängstlich, zu der großen Freundin auf. Als man sich nämlich dem Ende des Gartens näherte, der dort von einem hohen Holzzaun be-

grenzt wurde, blieb Maria wie angewurzelt stehen. Sie preßte beide Hände impulsiv gegen die Brust, und ihr Gesicht trug einen Ausdruck, als stände sie vor Unfaßbarem.

Unverwandt sah sie in den Gartenwinkel, zu den drei hohen Birnbäumen, die dort im Halbrund standen ...

Der Mann berührte behutsam ihren Arm. Er fragte: "Was haben Sie, Fräulein Maria?"

Sie aber achtete weder der Berührung, noch antwortete sie gleich der Frage. Sie lief vielmehr wie ein eiliges Kind über den schmalen Weg am Zaun und lief durch das dichte Gras, aus dem ein paar frühreife, honiggelbe Birnen schimmerten. Sie bückte sich und nahm eine Frucht auf ... kostete davon ... zögernd ... und ging dann langsam zu dem Freund zurück, der — sein Töchterchen bei der Hand haltend — Maria fragend entgegensah. Und nun erzählte sie ihm von ihrem Traum und wie dieser sich zweimal wiederholt hatte. War es denn zu glauben, daß sie hier wirklich und wahrhaftig in ihrem Traumgarten stand und von den

Früchten aß, die sie schon in ihren Träumen gekostet hatte ...?

Sie sah ratlos zu dem Manne auf, der aber blickte sie mit nachdenklichen Augen an. Und erst als sie den Weg zurückgingen und das Kind fröhlich vor ihnen hersprang, sagte er, daß man dem Traum nun schon eine Deutung geben könnte . . . daß dieser Traum nämlich Maria schon in der vergangenen schweren Zeit einen Weg zeigen wollte, der zu einer Genesung der Seele von allem Leid hinführen konnte, eine Hoffnung geben, daß ein neues Leben wohl möglich wäre."

Hier brach der sonst so schweigsame Freund seine Erzählung ab. Der Skeptiker aber, dem Träume nur Schäume

Der Skeptiker aber, dem Träume nur Schäume waren, schien nicht zufrieden. Ihm mochte diese Traumerzählung vorkommen wie ein Film ohne das deutlich sichtbare und befriedigende Ende. Er meinte, daß der Schluß noch fehle und fragte: "Heirateten sich denn nun die beiden oder nicht?" Der Erzähler nickte ihm lächelnd zu: "Natürlich heirateten sie! Und sind nun glückliche Menschen!"

ERZÄHLUNG VON FRIEDRICH GLAUSER

ege dich nicht auf die Kiesel, sie sind hart. Aber auf dem Hügel unter den Korkeichen, von deren Stamm sie die Borke geschält haben, ist der Boden weich. Und auch das Meer kannst du sehen. Lange genug bist du geschwommen; hab keine Angst, auch dort oben wirst du nicht frieren. Der Wald ist gedeckt gegen den Wind, der von den Bergen kommt; und durch die Blätter dringt die Abendsonne noch warm

und geduldig. Liegst du gut? Liegst du gut? ... Komm, ich will dir noch meinen Bademantel unter den Kopf legen; ich bin zufrieden mit dieser Wurzel ... Sieh, durch die Blätter flimmert der Himmel, wie eine bunte Zimmerdecke im Fiebertraum ...

Schläfst du? ... Du hast nur die Augen geschlossen, weil das Licht dich blendet? Frierst du nicht? ... Du bist noch feucht und riechst nach Meer ... Warum ich lache? ... Weil nicht viel gefehlt hätte und ich läge nicht neben dir hier, wo es warm ist und hell und die strengen Berge Linien zeichnen

gegen die Wolken, die stets am Vergehen sind ...
Und weißt du, gerade hier muß ich an die graue Stadt denken, die fast niemals Sonne hatte. Dort gilbten die Blätter schon im Juli, denn voll Staub und voll giftiger Gase war die Luft. Immer sank dort der Regen, der schwarze Regen, der Flecken zurückließ auf der Haut. Klein waren die Menschen, die

durch die Straßen liefen, häßlich, mit schwarz gesprenkelter Haut. Laß mich nachdenken. Wo habe ich sie nur zuerst getroffen? Sonderbar, sogar ihren Vornamen habe ich vergessen. Deutlich sehe ich nur ein Bild von ihr: sie saß auf meinem Bett, es war Nacht, die Knie hatte sie gegen das Kinn

gedrückt und starrte ins Leere. Manchmal erzählte sie.

Damals wohnte ich in einem möblierten Zimmer, das mit einem Kochherd und mit Kochgeschirren vermietet wurde. Ein Tisch stand darin, zwei wacklige Stühle und ein sehr breites Bett.

Wie ich das nur vergessen konnte! ... Natürlich, im Zirkus hatte ich sie getroffen. Sie saß neben mir in der leeren Stuhlreihe, die Vorstellung war schlecht besucht. Zuerst bemerkte ich sie nicht. Dressierte Hunde wurden vorgeführt, und diese fesselten mich sehr. Sie starrte mich an, und dann mußte ich sie doch ansehen.

Warum kehrst du dein Gesicht ab? Stört dich die Sonne? Bald wird sie untergehen, und der warme Abend ist dann da, der seinen schweren Mantel über

das Meer legt. Was ist schließlich ein Gesicht? Man kann es beschreiben. Aber von den Worlen zum Bild ist ein weiter Weg, den keiner, schier, zurückzulegen vermag. Wenn ich dir diese Frau schildere, siehst du doch nur einen zerfließenden Schatten vor dir

An deiner Hand sehe ich, daß du ungeduldig wirst. Komm, laß mich deine Finger halten, damit du nicht meinst, ich sei fort. Immer bin ich da, auch wenn ich Vergangenes träume, Vergangenes, das irgendwann doch Gegenwart war. Die Straßen waren mit dickem Nebel angefüllt, als wir durch das Tor traten. Im Zirkus selbst hatten wir nicht miteinander gesprochen, aber sie fühlte wohl, daß ich ihr die Stufen hinunter gefolgt war. Denn sie zögerte auf der

wohl, dats ich ihr die Stuten hinunfer gefolgt war. Denn sie zogerte auf der Straße, schritt nur langsam aus, so als habe sie Angst, mich zu verlieren. Ich bin sehr ungeschickt, wenn es gilt, Frauen anzusprechen. Das kennst du ja. Wenn du mir damals nicht zugenickt hättest, weißt du, an jenem Abend, als wir zum erstenmal zusammen tanzten, wir hätten uns wohl verfehlt. Ganz anders als du war sie, als du, die du schlank bist und blond. Nicht ganz so groß wie du, breiter gebaut, mit sehr dunklen Haaren und einem runden Gesicht. Ich ging neben ihr und begann zu sprechen, ohne Begrüßung. Von den Hunden erzählte ich, die wir gesehen hatten. Sie schwieg. Ich aber wollte ihre Stimme hören. Wo sie denn wohne, fragte ich sie. Da sprach sie wollte ihre Stimme hören. Wo sie denn wohne, fragte ich sie. Da sprach sie zum erstenmal: sie sei Krankenschwester.

Siehst du, wieder will ich in den Fehler verfallen, dir ihre Stimme zu schildern. Nachmachen könnte ich sie nicht, und wenig Worte stehen uns zur Verfügung, um den Ton einer Stimme zu verdeutlichen. Es war die Stimme einer schweigsamen Frau, die des Redens ungewohnt ist, nicht aus Schwerfälligkeit oder Dummheit, sondern, so schien es mir, aus Angst vor dem entstellenden Wort und Klang. Eine graue Stimme, möchte ich sagen. Irgendwo klirrte ein Sprung darin, ein seelischer Riß wohl mehr als eine Verletzung der Stimmbänder. Ich begleitete sie bis vors Spital. Was wir noch gesprochen haben, ich weiß es nicht..., denn ich war es wohl, der die ganze Zeit redete. Ich war damals ziemlich einsam, und dann geschieht es eben, daß er plötzlich losbricht, der

Sie machte mir selbst den Vorschlag, mich besuchen zu kommen. Sie sprach ganz natürlich; sie sagte: "Wo wohnen Sie? Ich werde morgen abend zu Ihnen kommen." Ich gab ihr meine Adresse.

Nun saß sie in meinem Zimmer auf einem der Stühle. Es war warm. Vor den Fenstern stand eine zähe Dunkelheit.

Sie sagte, sie habe Hunger, sie sei gleich nach dem Dienst aus dem Spital fortgelaufen. "Du hast mir gefallen", sagte sie. Ich war nicht weiter erstaunt über das Du. Sie sah erhitzt aus. Auch daß ich ihr gefalle, freute mich. Solange hatte niemand nach mir gefragt, und nach diesen Worten lockerte sich das Einsamsein.

Ich brachte eine Serviette, die ich über den Tisch breitete, ich selbst hatte

auch noch nicht gegessen. Eine Fleischsuppe hatte ich gekocht, mit viel Gemüse Das ganze Zimmer roch danach

Jetzt habe ich ganz deutlich den Geschmack des Roßfleisches im Munde, das ich damals gekocht hatte. Roßfleisch war billig und nahrhaft, und ich hatte wenig Geld. Viel hat sich ja seither nicht geändert. Und an die Fische, die hier nach dem harten Licht schmecken, das über dem Meere liegt, mußte ich denken nur wegen des Roßfleisches. Ich arbeitete damals in einem Bureau, so Übersetzungen, weißt du. Und vorher hatte ich in den Gruben auf Nachtschicht gearbeitet

Zuerst erzählte sie vom Spital. Sie schien seit dem ersten Abend ein Hindernis beiseite geschafft zu haben, denn ihre Rede war zusammenhängend, obwohl die Worte nur langsam von den Lippen geformt wurden, diesen

Lippen, die viel Farbe hatten, obwohl sie nicht geschminkt waren. Sie sprach von den Kranken, besonders von denen, die noch zäh am Leben hingen und sich wehrten, obwohl keine Hoffnung mehr für sie war. Diese pflege sie mit Vorliebe, und im Spital rufe man sie auch immer zu diesen Fällen; denn die Wirkung ihrer Gegenwart sei bekannt. Ganz ohne Beruhigungsmittel käme sie aus, sie brauche sich nur neben den Kranken zu setzen, der ungebärdig sei; er werde sogleich still, wenn sie seine Hand nehme, und dann bleibe sie bei ihm, bis er erlöst sei. Erlöst sagte sie. Wieso erlöst? fragte ich, sie sei doch sicher gläubige Katholikin, wie all

ihre Landsleute. Sie wurde verlegen. Ja, antwortete sie, gläubig sei sie wohl, aber sie wisse, daß die Kranken, die neben ihr stürben, Ruhe gefunden hätten. Daß sie weder in die Hölle noch ins Fegefeuer kämen, sondern auf dem geradesten Wege ins Paradies? Ich mußte lächeln, während ich diese Frage stellte. Aber sie blieb ernst. Weder ins Paradies noch in die Hölle, entgegnete sie, nicht einmal ins Fegefeuer. Sie würden sich auflösen, wie Rauch in klarer Luft (diesen Vergleich gebrauchte sie) und weder Schmerz noch Freude mehr empfinden... Während sie dies sagte, blickte sie abwesend aufs Tischtuch und zeichnete mit der Gabel einen kleinen Kreis. Ich schwieg und betrachtete sie. Ihrer Kleidung war streng; eine Anwarze

Bluse, die den Hals in einen schwarzen Seidenkragen einschloß. Auch um die Handgelenke legten sich breite Seidenbänder. Die Finger waren kurz und stumpf. Ich bat sie, mir ihre Handfläche zu zeigen. Das, was die Hand-deuter die Lebenslinie nennen, war tief eingegraben, reichte kaum bis zur Mitte des Daumenballens und wurde in kurzen Abständen von vielen Fältchen senkrecht durchschnitten

Auch dir soll ich aus der Hand weissagen? Das kann ich nicht, dazu muß ich ein wenig betrunken sein, und auch dann stimmt es gewöhnlich nicht. Und sind wir nicht vernünftig geworden, wohl allzusehr? Hände oder Sterne, wir glauben nicht mehr an sie, darum glauben auch die Linien, die stets sich kreuzenden, nicht mehr an uns.

Ich begleitete sie wieder heim. Ein feuchter Schnee fiel, die Straßen waren schlüpfrig, sie nahm meinen Arm. Ihr Mantel war aus weichem Stoff und fühlte sich an wie die Haut eines Tieres. Sie war nur ein wenig kleiner als ich. Dann fiel ein Gitter zu, sie stand einen Augenblick als schwarzer Schatten in einer erleuchteten Tür und winkte kaum merklich.

Es wird wohl ein Zufail gewesen sein, daß ich auf dem Rückwege Betrunkenen angerempelt wurde. Drei waren es, klein zwar, aber breit in den Schultern, mit muskulösen Armen, die lang waren, wie die der Affen. Ich verteidigte mich, den Rücken gegen eine Häuserwand gelehnt. Ganz in der Nähe brannte eine Laterne. Eine Mcsserklinge spiegelte deren Schein und zuckte wie eines jener bengalischen Zündhölzchen in Kinderhand. Das Messer traf mich nicht. Ich erhielt nur einen starken Schlag auf die Schläfe und fiel hin.

Als ich aufwachte, lag eine dünne Schicht nassen Schnees auf mir. Meine Zunge war aufgequollen und schmickte schlecht. Ohne Sterne war der Himmel; ich hinkte heim und mir war sehr übel.

Am nächsten Tage war ich krank. Wohl ein wenig erkältet, mit Fieber und einem dumpfen Kopf. Zum ersten Male empfand ich die Trostlosigkeit meines Zimmers; es war auch noch nie vorgekommen, daß ich in ihm einen Tag zubrachte. Sonntags war ich sonst immer vor seiner Düsternis geflohen, in irgendein Café, und dort geblieben bis zur Dunkelheit, manchmal auch bis tief in die Nacht hinein. In einem Café macht eben die Einsamkeit viel mehr Spaß. Gegen Mittag stand ich auf und kochte mir Tee. Es war still im Haus. Dann schlief ich wieder ein. Mein Zimmer war dunkel und kalt, als ich erwachte. Mir tat der Rücken weh, auch fror ich . . .

Ich zog mich an, die Decke auf meinem Bett war dünn, dann legte ich mich wieder hin. Ich war viel zu müde, um die Lampe anzuzünden. Irgendeine trübe Laterne, draußen, in dem Hof, auf den mein Fenster ging, spritzte schmutzig-gelbe Flecken gegen die Zimmerdecke. Auch meine Uhr war stehen-

Und in dieser Dunkelheit, in der das Fieber summte und gärte, sah ich die sonderbare Frau wirklich zum erstenmal. Ihr Bild war deutlich, greifbar und sehr nahe, sie lächelte mit geschlossenem Munde, so als habe sie etwas zu verbergen. Dann fiel mir ein, daß ich nicht einmal wußte, wie sie hieß. Auch ihren Vornamen kannte ich nicht, und darum sehnte ich mich nach ihr. Ich wollte fragen, vieles wollte ich sie fragen. Und dann wußte ich plötzlich, daß sie draußen vor der Türe stand.

Es war ihr Klopfen, das nun kam, und ich rief: "Herein." Sie hatte Blumen mitgebracht, nach dem Geruch mußten es Chrysanthemen sein. Leise sagte die Frau: "Guten Abend", trat an den Tisch, zündete die Lampe an; sie fand sie ohne weiteres im Dunkel. Dann legte sie die Blumen auf den Tisch. "Wie heißt du-eigentlich?" fragte ich.

"Vite neibt au eigenmant Tragte Ich. "Juliette." Und nach einer Weile: "Bist du krank?" Ich nickte. "Du hast sicher Hunger", meinte sie. "Soll ich dir etwas kochen?" Sogar eine Schürze hatte sie mitgebracht, eine weiße Schürze, die nach Chlor roch. Sie kniete nieder vor dem Herd, räumte die Asche aus, schnitzte Späne. "Du wirst dich ganz schmutzig machen", sagte ich. "Soll ich dir helfen?" Sie schüttelte den Kopf. Sie schüttelte den Kopf mit großer Energie. Ihr Haar ging auf, es lag als Knoten auf ihrem Nacken. Nun fiel der Zopf,

ein dicker Zopf, über die schwarze Bluse und stach doch schimmernd braun ab von dem dunklen Grunde. Ich habe später oft mit diesem Haar gespielt, es gekämmt, geflochten. Weißt du, meine Mutter hatte ebensolche Haare, als sie starb, habe ich immer weinen müssen, wenn ich an das Haar der Mutter dachte

Juliette blieb die Nacht bei mir, und seltsam war diese Nacht. Die Frau saß am Fußende des Bettes, die Knie gegen das Kinn gedrückt und starrte in das Licht der Lampe. Gegen Morgen erlosch die Lampe. Juliette aber blieb sitzen. Manchmal erzählte sie zwischendurch einiges, in ihrer lang-

samen, schweren Art

Zweimal sei sie verlobt gewesen, erzählte Juliette, und beide Male, kurz vor der Hochzeit, seien die Männer gestorben. Der eine sei eine Treppe hinuntergestürzt und habe das Genick gebrochen, der andere sei beim Abspringen von der Straßenbahn unter ein Auto gekommen. Nun glaube sie, sie bringe Unglück — wenn der Tod ein Unglück sei. Bei mir habe sie weniger Angst. Mir werde wohl nichts geschehn. Ihr komme es vor, als stünde ich mit dem Tode auf vertrautem Fuß. Ich mußte ihr recht geben. Ich dachte oft und gern an den Tod. Unangenehm war mir nur der Gedanke, dort oben in der verwässerten, schmutzigen Erde zu liegen. Aber das war doch nur ein Vorurteil.

"Auf Wiedersehen", sagte sie, als sie mich am Morgen verließ. Ich fragte sie nicht, wann sie wiederkommen wolle. Es war zuviel Unwahrscheinliches in ihrem Kommen. Da nützten präzise Fragen nichts.

Dann ging ich ins Bureau und arbeitete halb im Schlaf. Es waren ja immer die gleichen Briefe, die ich zu übersetzen hatte. Aber die Frage, die ich am vorigen Abend nicht gestellt hatte, quälte mich den Tag hindurch: Ob sie wohl wiederkommen würde, heute schon?

Sie kam. Wieder zündete sie die Lampe an. Dann setzte sie sich zu mir und legte den Kopf an meine Schulter. Auch ihr Haar roch ein wenig nach Chlor. Ich wußte nicht, an was mich dieser Geruch erinnerte; es hing mit

Cräbern zusammen.

Dann schlief sie ein. Ich legte sie zurecht und blieb neben ihr sitzen. Auf ihrem verschlossenen Gesicht lag viel Müdesein.

Die nächste Zeit war seltsam. Ich weiß eigentlich heut noch nicht, war ich in sie verliebt oder nicht. Liebe, mußt du wissen, hat verschiedene Masken. Ich nannt sie "sceurette", es klingt zärtlicher als das deutsche "Schwesterlein". Sie kam allabendlich zu mir, blieb manchmal die ganze Nacht, hin und wieder ging sie schon um zehn Uhr fort. Dann lag ich noch wach und dachte an sie. Es waren verworrene Gedanken. Als ob ich sie seit Ewigkeiten kannte, so war es; in mein Kinderzimmer war sie getreten, als ich noch klein war, und hatte mit mir gespielt. Und früher noch, vor diesem Kinderzimmer, war sie dagewesen, in jenem dunklen Reich, das voll Trostlosigkeit ist und Versunkensein. Aber ihre stete Gegenwart machte auch die Firsternis jener zeitlosen Ewigkeiten erträglich, in denen kein Tag ist, nur der Schein verblichener Sterne.

Hier, auf Erden, schlichen wir aneinander vorbei, wie Schatten, die ihren Leib verloren haben. Manchmal sprach ich von diesen Dingen zu ihr. Dann kam jenes Lächeln wieder, jenes Lächeln mit geschlossenem Mund, das in einem meiner Träume auf ihrem Gesicht entstanden war, bevor ich es in Wirklichkeit gesehen hatte.

Während der Zeit, in der ich mit ihr zusammen war, gab es nur einen Ansatz zu einem Unglück. Wir waren zusammen in die Hauptstadt gefahren an einem Sams-

tagabend, den Sonntag wollten wir dort verbringen. Der Zug stand still, ich stieg zuerst aus; als ich einen Fuß auf den Bahnsteig setzte, ruckte der Wagen und fuhr einige Meter zurück. Ich warf mich nach vorn und fiel auf die Knie. Juliette stand bleich hinter mir. "Fast wärest du unter den Zug geraten", stotterte sie. Aber nur der obere Teil ihres Gesichtes zeigte Angst: die Augen,

die gefurchte Stirne; geschlossen lächelte der Mund.

Nach einem Monat merkte ich erst, wie stark ich mich verändert hatte. Ich ging nicht gerne in das Bureau, das kannst du mir glauben. Aber nun kam eine Gleichgültigkeit über mich, die ich früher nicht gekannt hatte. Ich verließ meine Stellung und blieb tagsüber zu Hause. Und wartete. ich wartete, weiß ich nicht, oder besser, ich kann es nicht beschreiben. Ich war immer müde, lag auf dem Bett und redete mir ein, ich warte auf den Abend. Denn am Abend kam sie, immer pünktlich. Aber doch wußte ich, daß ich auch in den Stunden, in denen sie bei mir war, auf etwas wartete. Und sie fühlte es. Einmal erzählte ich ihr, ich hätte fast kein Geld mehr. Es war eine Lüge, ich hatte noch eine kleine Summe auf der Bank, aber diese wollte ich nicht angreifen. Es war meine Reserve, eine unbewußte

Vorsicht vielleicht. Sie bot mir sogleich Geld an. Und ich nahm es. In der letzten Zeit sprach sie viel vom Tode. Ich wußte genau über die Kranken Bescheid, die in ihrer Pflege starben. Manchmal fragte ich sie auch, was aus uns werden solle; ob wir heiraten wollten, sie habe doch Familie, und im Spital würde doch sicher über unsere Freundschaft geklatscht. Sie zuckte mit den Achseln und schwieg. Nur einmal sagte sie: "Wir werden wohl bald erlöst sein." Ich lachte ein wenig über diese Antwort.

An einem Abend kam sie nicht, auch am nächstfolgenden fehlte sie. Ich

lag in meinem Zimmer und wartete. Viel habe ich nicht gegessen in diesen Tagen und Nächten. Und dann lag ich immer im Dunkeln. Ich durfte die Lampe nicht anzünden, das war ihr Amt und nicht mehr meins. Manchmal

Lampe nicht anzünden, das war ihr Amt und nicht mehr meins. Manchmal war es mir, als riefe sie nach mir. Ihre Stimme war dünn und ängstlich. Endlich am dritten Tag ging ich ins Spital und fragte nach ihr.

Der Portier war mürrisch. Sie sei gestorben, sagte er, und das Begräbnis sei morgen. Dann schlug er das Tor zu.

Es war etwa vier Uhr nachmittags. Ich ging auf die Bank und holte mein Geld. Aber glaubst du, daß ich wußte, was ich damit anfangen sollte? Einen Augenblick freuten mich die Scheine. Ich könnte damit irgendwohin essen gehen, dachte ich, und nachher in den Zirkus oder ins Kino. Aber dann verschwanden diese Wünsche wieder und es war sehr einsam auf der Straße. Die Wolken am Abendhimmel waren fettigrot wie zerlaufene Straße. Die Wolken am Abendhimmel waren fettigrot wie zerlaufene Schminke. Darum hab ich sie immer rufen hören, dachte ich, das war, weil sie krank war. Und nun sollte ich sie nie mehr sehen. Aber ich hatte sie doch schon früher gekannt, sie war als kleines Mädchen zu mir gekommen, damals, und sie trug ein rotes Kleidchen und erzählte Märchen. War sie es wirklich, oder hatte ich das nur als Kind geträumt?

Ich war in meinem Zimmer angekommen und packte meine wenigen Sachen zusammen. Die Miete war vorausbezahlt. Was sollte ich noch in der dunk-len Stadt? Ich ging zum Bahnhof.

Dort kaufte ich eine Bahnsteigkarte, ja, wirklich, ich habe es damals nicht gewagt, ein Billett nach irgendeinem Ort zu kaufen. Ich trat auf den Bahnsteig hinaus und ging neben den Schienen hin und her. Es waren nur wenig Leute da, die auf einen Zug warteten. Aber sie kamen mir außerordentlich unwirklich vor. So verschwommen schienen sie, ohne feste Konturen. Nur einen gelben Herrn sah ich deutlich, der in einem dicken Pelzmantel zu frieren schien. Ich dachte, er kommt sicher aus den Tropen und ist leberkrank. Oder vielleicht ist die Galle nicht in Ordnung. Auch er muß bald sterben. Das letzte muß ich wohl gesagt haben, denn der Herr sah mich an. Die

Pupillen seiner Augen waren groß. nickte ihm zu und er kehrte sich ab. Dann ging ich auf und ab. Plötzlich wurde es dunkel. Der Bahnhof verschwand, überall lagerten nächtliche Wolken, darüber glänzten faustgroße Sterne und gaben ein mildes, goldenes Licht. Fast sah es aus wie die Dekoration zu einem Zaubermärchen, aber es war viel wirklicher, ohne den widerlichen Beigeschmack der Kartonkulissen. Auf diesen Wolken kam ein Wagen nähergerollt, den vier schwarze Strauße zogen. Die Schwanzfedern der Vögel wehten wie Wimpel, und solche Federbüsche hatte ich auch auf den Köpfen der Pferde gesehen, die einen Leichenwagen zogen. Der Wagen war schwarz, sah aus wie eine altertümliche Chaise. Juliette saß drin. Neben ihr war noch ein Platz frei. Sie winkte mir und sprach - scheinbar. Denn ich hörte keinen Laut. Jetzt erst fiel mir die große Stille auf, die über den Wolken lag. Dann hielt der Wagen an, ich wollte einsteigen, da hörte ich einen dumpfen Donner, dessen Rollen immer mehr anschwoll. Und eine Hand packte mich am Arm.

lch sah das Gesicht des gelben Herrn. Der Mund darin arbeitete heftig, aber ich verstand kein Wort. Der Donner rollte in meinen Ohren. Da stand ich auf dem Bahnsteig, und eine Schnellzuglokomotive fuhr an mir vorbei. Auf einem der Puffer wehte etwas, das aussah wie ein schwarzes Kleid. Ich wollte mich losreißen, dort saß doch Juliette, und ich mußte zu ihr. Aber der gelbe Herr hatte knochige Finger, die hielten

mich fest. Nun verstand ich auch, was er schrie (er mußte schreien, der Zug lärmte und pfiff). "Was sind das für Sachen", schrie der gelbe Herr. "In die Maschine hineinzulaufen. Wollen Sie sich umbringen?"

lch muß ihn ziemlich dumm angesehen haben, denn er lächelte ein wenig. Dann sah er mich an, so, von oben bis unten, wie etwa ein Roßtäuscher ein Pferd ansieht, das er kaufen will. Inzwischen hatte sich der Zug beruhigt. "Bißchen melancholisch? He?" sagte der gelbe Herr. "Luftveränderung notwendig? Wie?" Er hatte eine Stimme, die sich bei den Fragewörtern überschlug. "Liebeskummer? Was?" Er lächelte immer noch, seine Zähne waren gelb und breit. "Stenographie? Maschinenschreiben? Ja?" Ich nickte. Sein Sekretär sei krank geworden, ob ich mitkommen wolle? Er müsse seine Memoiren weiter diktieren. Er schwenkte ein Fahrscheinheft, packte mich am Arm und schleppte mich in den Zug. Wir fuhren nach Paris. Ich bin nicht lange bei ihm geblieben. Seine Memoiren waren wirklich schlecht, und ich konnte seine Stimme nicht mehr hören. Aber ich muß ihm wohl dankbar sein. Sonst läge ich wahrscheinlich doch in der feuchten Erde dort oben.

Du schweigst? . . . Es war doch eine so schöne Geschichte. Aber jetzt will ich meinen Kopf auf deine Schulter legen. Dein Arm ist kühl, und deine Haut schmeckt noch ein wenig nach dem Salz des Meeres. Später wollen wir durch die Rehberge heimgehen und nach reifen Trauben suchen. Die Beeren werden noch warm sein von der Sonne . . . Ja, und weißt du . . . Schwestern sind eben selten im Leben, man findet sie nur, um sie wieder zu verlieren. Aber nach dem Tode wird das Leben ja so lange sein. Man muß



Zeichnnung: Jo Schumann

Insere praktische Seit

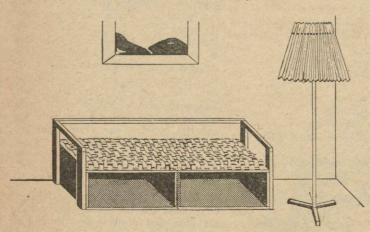
Sind Sie ein INNENARCHITEKT?

Wahrscheinlich nicht direkt von Beruf, aber vielleicht versuchen Sie es einmal uls Amateur auf diesem Gebiet? (Ich bitte alle "Professionals" im voraus um

Um Ihnen erst einmal ein paar Anregungen in dieser Richtung zu geben, haben wir einen jungen Architekten gebeten, uns einige Vorschläge zu machen, die wir Ihnen nun hier in Wort und Schrift vorführen:

Hat man noch ein paar Sessel, so fehlt es vielleicht an dem dazu passenden flachen Tisch. Aus einem traditionellen Eßzimmertisch kann man gleichzeitig den bequemsten "Clubtisch" zaubern. Wir sägen etwa 10 cm von den Tischbeinen ab und setzen in das abgesägte Teil einen Dübel ein. Gleichzeitig bohren wir in das Tischbein ein dazu passendes Loch. So haben wir einen niedrigen Couchtisch, den man, falls

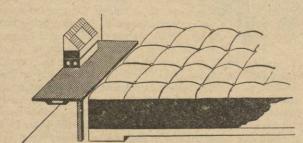
Besuch kommt, auch schnell wieder in den "höheren" Eßtisch verwandeln kann, zu dem unsere Stühle passen. Fehlen uns aber gerade die Sessel, so kann man sich aus einfachen Mitteln eine Sitzbank schaffen. Zwei Kisten aneinandergenagelt und ein paar Leisten ergeben eine Sitzgelegenheit, die nicht nach "Ersatz" aussieht. Sitzfläche haben wir außerdem Platz für Bücher, Zeitschriften oder andere



Gegenstände, die man mit einem Vorhang verdecken kann. Als "Kissen" lassen sich auch Strohmatten, wie wir sie als Fußmatten kennen, verwenden. Neben unserer Couch — die nächtlich das Bett darstellt — fehlt uns "die Möglichkeit", auf der man das kleine Radio stellen oder schnell mal Bücher und andere Dinge ablegen kann. Ein einfaches, umgekehrtes Holztablett enthebt uns aller diesbezüglicher Sorgen. Man hängt es mit Haken unsichtbar

an die zwei Wandseiten und nagelt an der vorderen Außenseite ein Holzbein unter. Das Ganze streicht man zur Einrichtung pas-

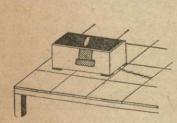
Um den entfernt angebrachten Schalter für eine Wandbeleuchtung schnell griffbereit



ben, ist es originell, ihn in ein hübsches Kästchen einzubauen. Man bohrt in den Deckel ein Loch und bringt den Schaltknopf auf dem Deckel an. Dieses Kästchen kann auf unserem Tablett-Tischchen stehen, ohne daß man seinen

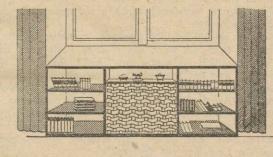
Unserm etwas zwecklosen, häßlichen Zentralheizungskörper kann mit ein paar Brettern und Strohmatten abgeholfen werden. Links und rechts der Heizung werden Bücherregale angebaut und der Heizkörper selbst mit naturfarbenen Strohmatten verdeckt. Obendrauf befestigen wir noch ein Brett.

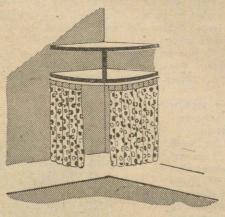
Als Schrankersatz und Eckausnützung bringen wir in einer leeren Ecke an den Wänden zwei viertelrunde Bretter an, die mit einem senkrechten Zwischen-



brett gestützt werden. An dem untersten Brett wird ein Vorhang, der bis zum Boden reicht, befestigt. Dadurch haben wir auch den letzten Winkel noch praktisch ausgenützt und ein Plätzchen herbeigezaubert, dem wir in der Küche beispielsweise Schrubber, Besen, Handfeger, Müll- und Aufwascheimer unauffällig unterbringen können. Im Schlafzimmer aber kann durch einen

solchen Eigenbau ein Kleider- und Wäscheschrank regelrecht ersetzt werden. Man muß nur die Bretter in aus-reichender Höhe anbringen und an der Unterseite die eisernen Haken einschrauben, denen dann die Kleider auf ihren Bügeln aufgehängt werden nen. Durch ein drittes Eckbrett über dem Bo-





Text u. Entwürfe: Klatte-Stutz

den kann sogar noch Platz **für** das Abstellen von Schuhen ge-schffen werden. Man sieht, dem Erfindungsreichtum sind Grenzen gesetzt, wie überhaupt unsere Vorschläge nur Anregungen bedeuten sollen, die sich beliebig variieren lassen.

0620

-0620

-oca numbruin

0620

-0620-

Wir hoffen also, daß Sie einige unserer Vorschläge für sich nutzbringend verwenden können. Vielleicht geben sie Ihnen auch noch weitere Anregungen zu innenarchitektonischen Ideen. Da es bei uns, vom Platz angefangen bis zu den einzelnen Einrichtungsgegenständen, an allem mangelt, so ist es begrüßenswert, wenn man versteht, aus der Not einige Tugenden zu machen.

MOSAIK-KOCHREZEPTE

Gute, haltbare Pilzwürze

Zur Herstellung von Pilzwürze eignen sich alle Pilzarten, auch zähe Sorten und Stiele.

Die Pilze werden geputzt, gewaschen und kleingehackt. Dann salzt man sie ein (auf 500 g Pilze 100 g Salz) und läßt sie so einige Stunden stehen. Man kocht sie bei nicht zu starker Hitze und gießt von Zeit zu Zeit den Saft ab, der sich beim Kochen absondert. Zuletzt wird der Rückstand noch einmal mit Wasser ausgekocht und dann läßt man den Brei durch ein Tuch abtropfen. Man kocht den Extrakt noch etwas ein und fügt nach Belieben in einem Gazebeutel Gewürze bei wie Wacholder, Nelke, Lorbeerblatt (keine

Zwiebel, da der Extrakt sonst leicht schimmelt!). Dann füllt man den Extrakt in kleine, sehr gut gereinigte Flaschen, die man mit Cellophanpapier zubindet. Dieser Extrakt hält sich jahrelang. Ist eine Flasche angebrochen, muß sie schnell verbraucht werden.

Pilzfülle für Gemüse und Strudel

Man rechnet zu 500 g feingeschnittenen Pilzen zwei Schnitten eingeweichtes Brot, 30 g Semmelmehl oder 125 g gekochte geriebene Kartoffeln, etwas Fett, Salz, feingeschnittene Zwiebel, gehackte Petersilie, je nach Geschmack Majoran, Liebstöckel oder andere frische oder getrocknete Kräuter. Die Pilze werden mit Fett, Zwiebel, Brot, Semmelmehl oder Kartoffeln kurz gedünstet und mit den übrigen Zutaten gut abgeschmeckt. Diese Grundmasse kann man zu den verschiedensten Gerichten verwenden.

Man kann Krautwickel, Kohlrabi, Gurken und Tomaten damit füllen, die mit wenig Wasser gargedünstet werden. Auch als Fülle für Pilzstrudel oder Pilztaschen ist diese Masse gut geeignet. Hierzu bereitet man aus 375 g Mehl, 10 g Fett und, wenn vorhanden, einem Ei und etwas lauwarmem Wasser sowie Salz einen weichen Strudelteig, den man auf einem bemehlten Tuch dünn ausrollt. Darauf streicht man die Grundmasse, rollt den Strudelteig zusammen, indem man das Tuch an zwei Ecken hochhebt, und bäckt ihn auf einem gefetteten Blech bei Mittelhitze. Für Pilztaschen bereitet man aus den gleichen Zutaten einen Teig, der aber etwas fester sein muß, also mehr wie Nudelteig. Man gibt in bestimmten Abständen etwas Fülle auf den Teig und legt eine zweite Teigplatte darüber. Mit einem Glas werden runde Plätzchen ausgestochen, die man an den Rändern fest zusammendrückt. Diese Plätzchen werden auf dem Blech oder in der Pfanne gebraten oder in schwachem Salzwasser gekocht.

Gebackene grüne Tomaten

Man schneidet die grünen Tomaten in fingerdicke Scheiben und überbrüht sie kurz. Dann paniert man sie in Mehl, Grieß oder Semmelbrösel, bestreut Salz und Pfeffer und bäckt sie in der Pfanne schön goldbraun. Dazu Kartoffelsalat. Für Süßschnäbel bleiben Salz und Pfeffer weg, dafür wird Zucker darübergestreut. Auch als Belag zu geröstetem Weißbrot.

IST LIEBE ABGEKLAPPERT?

Da bin ich ganz Opposition! Abklappern kann ein Lied, ein Schauspiel, die Mode oder eine Redensart. Niemals aber die Liebe. Sie ist ewig jung und ewig alt. Es soll sogar Leute geben, die aus Liebe geheiratet haben! Charlotte D.

Der Herr J. F. mit seinen 28 Jahren muß über einen reichlich verkümmerten Instinkt verfügen, daß er anscheinend gerade immer an die fraglichen Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts geraten ist. Leider haben wir Frauen heute wenig Zeit und Gelegenheit, uns nett zu machen, und außerdem müssen wir feststellen, daß es sich meistens nicht lohnt, mit den heutigen Männern, noch dazu mit solchen von der Art des Herrn F., anzubändeln. Herr F. würde gut daran tun, sich einmal die Trümmerfrauen näher zu betrachten und die vielen Frauen, die heute für sich und ihre Kinder geradestehen. Die keine Strapazen und Pflichten scheuen und ihr eigenes Ich konserviert haben für ihren Mann oder für den Mann, der nicht nur mit Schlagwörtern um sich schlägt.

Wir experimentieren nicht mit Sex-Appeal und Make up und präsentieren nicht unser Innenleben auf dem Tablett. Wir sind uns lange darüber einig, daß wir an den Männern, die den Frauen nicht ins Herz sehen, die sich nur mit der Fassade begnügen, nichts verloren haben.

Herr F., merken Sie sich: Wie man sich bettet, so schläft man! Und etwas mehr Achtung vor dem weiblichen Geschlecht wird Sie nur selbst bereichern

Sagen Sie "nein" bei den fraglichen Frauen und verzichten Sie auf Augenblicksfreuden, dann können Sie vielleicht recht bald einmal aus vollster Überzeugung "ja" sagen. Beweisen Sie, daß Sie nicht zu den Trotteln gehören mit dem albernen männlichen Ehrenkodex!

Die Liebe ist ein weites, wunderbar törichtes Entdeckungsfeld. Für jeden Menschen ein neues. No time for love hieße No time for life! Ich sehe nicht ein, warum wir uns durch die - zugegeben: großen - Zeitschwierigkeiten noch unser letztes Fetzchen Leben rauben lassen sollten. Ich sage: Leben und meine nicht nur den Genuß. Die große Liebe ist tot! Schön. Es lebe dann der Mut zur kleinen Liebe!

Ich möchte Herrn J. F. aus der Altersklasse der 28jährigen, der ich selbst auch angehöre, zu seiner recht negativen Einstellung den Frauen gegenüber entgegnen: Haben die Männer von heute nicht zum großen Teil selbst schuld, wenn sie den Glauben an die Frau schlechthin verlieren? Allerdings: in Tanzlokalen und Vergnügungsstätten werden Sie kaum "die Frau" finden. Dort gibt es Unterhaltung, Flirt, Scherz und bestimmt immer die verschiedenen Konstellationen, von denen Sie sprechen. Aber es ist gar nicht jeder Frau gegeben, sich dort wohlzufühlen. Ich gehöre jedenfalls nicht in diese Kategorie und weiß aus Erfahrung, wie schwer es ist, einen Mann kennenzulernen, wenn man solide ist

und seine Häuslichkeit liebt. Wer von den jungen und reiferen Herren nimmt sich überhaupt die Mühe, uns zu verstehen? Im allgemeinen ist es ihnen viel zu schwierig. Sie lieben das Leichte, Unproblematische. Wenn Sie, lieber Herr J. F., wirklich eine Frau nach Ihrem Herzen suchen, ich bin überzeugt, Sie werden sie finden. Es ist gar nicht so schwer. Sehen Sie sich um, aber richtig, nicht nur ein flüchtiges Hinsehen. Es gibt so viele wertvolle Menschen, die allein durchs Leben gehen und nur darauf warten, daß auch für sie ein wenig Verständnis vorhanden ist. Lehnen Sie deshalb weder die Liebe noch die Frauen ab. Beide machen das Leben erst lebenswert!

Achtung! - Argern Sie sich?

Nachstehende Anregungen zu unserer Aufforderung, Übelstände und tägliche Ärgernisse zu beseitigen, sind bei uns eingegangen:

Zum Thema Höflichkeit:

"Ist es nicht möglich, daß die Schaffner in den Straßenbahnen angewiesen werden, jedes Kind, sofern es nicht zufällig krank ist, zum Aufstehen aufzufordern, wenn Erwachsene stehen? Gewiß sind Kinder heute auch meistens müde, schlecht ernährt und schwach. Trotzdem würde ihnen die Erziehung zur selbstverständlichen Höflichkeit älteren Menschen gegenüber nur gut tun. Häufig sind die Eltern in dieser Hinsicht ein wenig kurzsichtig, und darum müßten eben die BVG-Angestellten diese kleine päd-agogische Maßnahme vornehmen."

Hilfe für die Berufstätigen:

"Ist es nicht möglich, daß von den Kartenstellen zumindest bei der Ausgabe der Lebensmittel-

karten bestimmte Stunden den Berufstätigen reserviert werden? Könnten die Kartenstellen nicht an diesen Tagen statt von 8 bis 15 Uhr vielleicht von 12 bis 19 Uhr geöffnet sein, damit auch die Berufstätigen ihre Karten selbst und vor allem auch gleich in den ersten Tagen ab-holen können, was manchen Vorteil bedeutet? Den Angestellten der Kartenstellen wäre eine solche Zeitverschiebung wahrscheinlich durchaus recht, und vielen Menschen würde dadurch entschieden geholfen werden."

Ein Wort zur Gleichberechtigung:

"Ist es nicht möglich, daß die viel zitierte Gleichberechtigung von Frauen und Männern — unter dem Motto: gleicher Lohn für gleiche Arbeit auch auf die Tabakzuteilung ausgedehnt wird? Warum werden die Frauen, die meistens, wenn sie einen Beruf haben, noch ihren Haushalt versorgen müssen, also doppelte Arbeit leisten, derart benachteiligt, daß sie nur halb soviel Zigaretten oder Tabakwaren wie die Männer bekommen? Es gibt dafür keinerlei Begründung. Zumindest müßten die Frauen, wenn zu wenig Tabakwaren da sind, den Ausgleich durch Kaffee oder Tee oder dgl. erhalten."

Vorschläge 1—3: Frau Hilda Deissler

Kleiner Schutz für Schusselige:

"Ist es nicht möglich, die Lebensmittelkarten in drei komplette, trennbare Abteilungen einzurichten, für jede Dekade eine? Immer wieder werden Lebensmittelkarten verloren. Ein solcher Verlust wäre leichter zu ertragen, wenn man innerhalb der laufenden Dekade nicht die ganze Karte mit sich herumtragen müßte, sondern nur das jeweilige Drittel und somit im gegebenen Falle auch nur ein Drittel verlieren würde."

Frau van den Bergh

Weitere Zuschriften werden erbeten, veröffentlicht und den zuständigen Stellen unterbreitet.

MOSAIK

PLANT FÜR DAS NÄCHSTE HEFT:

Persönlichkeiten, von denen man spricht Diskussion: Wie stehen Sie zu Berlin? Junge Architekten entwerfen Häuser für berufstätige Frauen Europas beste Modezeichner Große Töchter — große Sorgen Der Rausch des Kaufens O Susanna, Erzählung

und wie in jedem Heft: Unser Schnittmusterbogen









Umarbeitungen alter Schmuckstücke in moderne Formen

BERLIN-STEGLITZ / STUBENRAUCHPLATZ 2 an der Flora- Ecke Schloßsfraße Ruf: 72 26 07

KUNTERBUNT

Ein Abgeordneter der Elfenbeinküste in der Versailler "Assemblée de l'Union française" hat das Glück, an Familienzulagen 92 000 Frs. zu erhalten. Die Gesetzgeber hatten nicht daran gedacht, daß es im französischen Empire stellenweise Vielweiberei gibt. Dieser Abgeordnete hat zehn Frauen und 31 Kinder. Ein anderer Abgeordneter hat fünf Frauen mit 14 Kindern und schrieb außerdem einem Freund in seiner Heimat: "Ich bleibe noch drei Jahre in Paris.

Besuch bitte regelmäßig meine Frauen, damit ich meine Familienzulagen erhöhen kann."



Einen ehemaligen Ambulanzwagen der britischen Luftwaffe richteten zwei junge Engländerinnen als Friseurgeschäft ein. Sie fahren damit auf die Dörfer und bringen Dauerwellen aufs Land.

Weder Weine noch Alkohol werden bei den Empfängen der indischen Regierung serviert. Der Generalgouverneur Rajagopalachari ist bekannt als Verfasser eines Werkes über die Wohltaten

der Prohibition. Die Gäste sind von der "Trockenheit" seiner Empfänge nicht entzückt.

Eine Milliarde Zigaretten werden täglich in den USA verbraucht. Der Zigarettenverbrauch ist seit 1939 von 172 auf 352 Mrd. Stück im Jahr gestiegen. 3,4 Mrd. Dollar gaben die amerikanischen Raucher im vergangenen Jahr für Tabak aus.

Der Frauenüberschuß in Schweden geht nach schwedischen Zeitungsmeldungen zurück. Auf 1000 Männer kommen heute in Schweden nur noch 1009 Frauen. Vor hundert Jahren waren es 1085, vor zweihundert Jahren 1127.

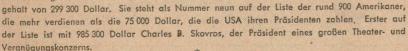
Konstantin Johns, Dirigent des Symphonieorchesters von Springfield (Jllinois), verstauchte sich das Rückgrat, als er beide Arme hochwarf, um den Einsatz für den Eröffnungsakkord der Faust-Sinfonie zu geben. Er kam unverzüglich vom Dirigentenpult in ein Krankenhaus.

Der Verbrauch von Eiscreme steigert sich in Norwegen ständig, seit man zur Sahneeisherstellung Walfett verwendet. Norwegische Fachleute wollen jetzt Walfett zu künstlicher Butter verarbeiten, deren Geschmack dem der Naturbutter gleichkommen soll.

Das alte Problem der verlorenen Golfbälle wurde von einem Club in Neu-London gelöst. Man behandelt die Golfbälle mit einer künstlichen Rebhuhnwitterung und läßt sie von Hühnerhunden apportieren.

Der Postbeamte Lars Bauge aus Matre Sonnhordland in Norwegen feierte kürzlich seine goldene Hochzeit gleichzeitig mit der Silberhochzeit seiner Tochter. Am selben Tage begingen die Zwillingssöhne des goldenen Hochzeitspaares ihren 28. Geburtstag. Einer der Zwillinge hielt gleichzeitig Hochzeit.

Die Filmschauspielerin Betty Grable war im vergangenen Jahre die höchste Gehaltsempfängerin der Vereinigten Staaten. Sie hatte ein Jahres-



Intelligenztabletten zur Auffrischung des erschöpften Geistes will man bereits in absehbarer Zeit in den Apotheken kaufen können, behaupten amerikanische Wissenschaftler. Forscher der New-Yorker Columbia-Universität entdeckten eine Säure, die die Eigenschaft hat, die Intelligenz zu erhöhen. Tier- und Menschenversuche waren erfolgreich.

Er wolle lieber in Zukunft eine Herde von zwanzig Kühen betreuen, als Kassenpatienten behandeln, sagte Dr. Cym aus Rotherham, dem das neue englische Gesundheitsgesetz mißfällt.

Aus afrikanischen Erdnüssen wird man künftig Anzüge und Kostüme schneidern. Vermischt mit Wolle und Baumwolle, ergeben Erdnüsse den wollähnlichen Kunststoff Ardil.

Einen Kleinwagen konstruierten englische Ingenieure, der nur 2½ m lang ist und neun Kilo wiegt. Er verbraucht einen Liter Benzin für 35 km und hat Platz für zwei Erwachsene, ein Kind und Gepäck.

In Stockholm fand ein Hotelgast beim Frühstück in einer Auster eine Perle im Wert von 2500 Kronen. Der Hotelbesitzer erhob Anspruch auf die Perle mit dem Hinweis, er habe dem Gast nur Lebens- und Genußmittel verkauft. Das Gericht entschied zugunsten des Gastes.

Ein englischer Strumpffabrikant machte eine verblüffende Erfindung. Er läßt in die Strümpfe seiner Firma drei Punkte einweben, die genau auf der Kniescheibe sitzen müssen, wenn die



Naht senkrecht laufen soll. Er erspart seinen Käuferinnen damit viele Hüft- und Halsverrenkungen.

Das erste Walkathon, eine amerikanische Wortbildung für "Marathon des Tanzes", fand in der nordamerikanischen Stadt St. Louis statt. Walkathon ist ein Wettbewerb im Dauertanz. Die teilnehmenden Paare drehen sich bei Jazzklängen solange im Tanz, bis ihre Bein- und Nervenkräfte erschöptt sind. Pro Stunde gibt es fünfzehn Minuten Pause, die die Tänzer stehend verbringen müssen. Auch die sieben Mahlzeiten pro Tag müssen im Stehen eingenommen werden.

Sieger und Gewinner des Geldpreises von 800 Dollar wurde ein Paar, das 1154 Stunden tanzte. Die Unternehmer verdienten an Eintrittsgeldern Tausende.

Thomas Mann aus Bolton in Lancester ärgeste sich über wildernde Katzen in seinem Garten. Er legte eine elektrische Falle an und fand am Morgen tot in den Drähten — seine Frau.

Die geschiedene 28jährige Amerikanerin Dorothy Lawlor gab unter der Überschrift "Braut zu verkaufen" ein Heiratsinserat auf. Sie bot sich selbst zum Preise von 2500 Pfund Sterling an. Ein Hotelbesitzer in Florida kaufte die originelle Dorothy.

Goethes "Faust" ist gegenwärtig große Mode in Frankreich. In Paris erschienen zu gleicher Zeit drei Übersetzungen der Dichtung.

Winston Churchill besitzt einen Zoologischen Garten, der aus zwei schwarzen Schwänen, einem weißen Känguruh, zwei Tigern, einem Gorilla, einem Bären, zwei Löwen und einem Krokodil besteht.

Was Ehefrauen an ihren Männern am meisten auszusetzen haben, brachte die Zeitung "Living" durch eine Leserinnenumfrage heraus: die unverbesserlichen Männer bringen am Morgen das Bett nicht oder nur ungern in Ordnung, sie lassen ihr Rasierzeug ungereinigt liegen und lesen zuwiel Zeitung, anstatt sich mit ihren Frauen zu unterhalten.



In Worchester (USA) schien die Sonne in einer Wohnung durch ein Goldfischglas, das als Brennglas wirkte und einen Stuhl in Brand setzte. Es gab Arbeit für zwei Züge der Feuerwehr.

Der Besitzer eines Fernsehempfängers braucht demnächst nur noch auf einen Knopf zu drücken, um der Sendestation seinen Beifall oder seine Mißbilligung mitzuteilen, gab ein Ingenieur der "Radio Corporation of America" bekannt. An dem Fernsehempfänger werden Knöpfe mit den Bezeichnungen "gut" oder "schlecht" angebracht, die mit einem entsprechenden Signalapparat in der Sendestation verbunden sind.

Ein Riesenbaby mit einem Gewicht von 14 Pfund wurde in Eskilstuna (Schweden) zur Welt gebracht. Es war das erste Kind der Mutter, und die Geburt verlief normal. Der Chefarzt der Klinik erklärte, daß er in seiner ganzen bisherigen Praxis mit 40 000 Geburten noch nie ein so schweres Baby gesehen habe.

Ein Mann, der wegen Mißhandlung seiner Frau von der Polizei in Chikago verhört wurde, erklärte: "Es hat keinen Zweck, mit den Frauen zu reden. Ich haue immer gleich zu, das ist besser." Er hatte seine 18jährige Frau mit einem Stuhlbein verprügelt.

Ein junger Mann, seit Wochen erfolglos auf Wohnungssuche, nahm das Angebot eines Warenhauses in Sioux Falls (South Dakota) an, sich vorerst im Schaufenster häuslich niederzulassen. Es wurde ihm ein Schlafzimmer "mit allem Komfort" eingerichtet, ebenso ein Wohnraum, in dem er auch auf Kosten des Warenhauses sämtliche Mahlzeiten serviert bekam. Bereits am zweiten Tage seines "öffentlichen Lebens" hatte er zehn Wohnungsangebote von Leuten, die ihn im Schaufenster gesehen hatten. Er beabsichtigt noch, ein Abschiedsfest zu geben, bevor er die Schaufensterwohnung verläßt.

Der "Bolero", ein Tanz mit Wellenbewegungen, wurde aut dem Pariser Kongreß des Tanzes demonstriert. Er soll die Grazie des Walzers und den Schwung des Rumba mit dem ritterlichen Charme der alten Tänze vereinen.

Nach einem Gerichtsurteil in Bontford (England) darf ein englischer Ehemann seine Frau "eventuell" schlagen, doch nicht mit einem Stock, der dicker ist als ein Finger.



Der 15 Monate alte Kenneth Lindsay in Phönix (Arizona) hatte eine Rasierklinge zerkaut und verschluckt. Eine Röntgenuntersuchung ergab, daß sich sieben Stücke der Rasierklinge bereits in seinen Därmen befanden. Die Ärzte meinten, es sei keine Operation nötig, die Rasierklingenteile würden ohne Schwierigkeiten wieder ins Freie gelangen.